

PD
SCHOLARLY ROOM
GENERAL LIBRARY
UNIV. OF WISCONSIN

FEB 12 1946

Monatshefte

*A Journal Devoted to the
Study of German Language and Literature*



H. W. Nordmeyer / Kleists „Amphitryon“. Zur
Deutung der Komödie

Bernhard Blume / Kleist und Goethe

Melitta Gerhard / Schillers „Götter Griechenlands“ in
ihrer geistesgeschichtlichen Bedeutung

Personalia

News and Notes

Book Reviews



VOL. XXXVIII

JANUARY, 1946

NO. 1

Published at the UNIVERSITY OF WISCONSIN, Madison, Wisconsin

Monatshefte

Published at the University of Wisconsin under the auspices of the Department of German, Madison, Wisconsin, issued monthly with the exception of the months of June, July, August and September. The first issue of each volume is the January number.

The annual subscription price is \$2.00; single copies, 50 cents.

•
R. O. Röseler, Editor
P. M. Palmer, Asst. Editor
•

Correspondence, manuscripts submitted for publication, subscriptions and payments are to be addressed to *Monatshefte*, University of Wisconsin, Madison, Wisconsin.

Books for review and applications for advertising space should be addressed to P. M. Palmer, University of Wisconsin, Madison, Wisconsin. Manuscripts must be typewritten double spaced and clearly legible.

*Entered as second class matter April 5, 1928, at the post office at
Madison, Wisconsin, under the Act of March 3, 1879.*

•
FOR TABLE OF CONTENTS PLEASE TURN TO PAGE 62

Monatshefte

Official Organ of the German Section of the Modern Language
Association of the Central West and South

Volume XXXVIII

January, 1946

Number 1

KLEISTS „AMPHITRYON“ ZUR DEUTUNG DER KOMÖDIE *

H. W. NORDMEYER
University of Michigan

Von Kleists Dramen ist der *Amphitryon*, „dessen Interpretation in der überhaupt so hoffnungslos zerklüfteten Kleistforschung wohl am stärksten umstritten ist,“¹ zuletzt zu seinem Recht gekommen. Für zwei, drei Generationen, von Goethe und Tieck an, galt er für kaum mehr als der mißglückte Versuch eines Anfängers, den Molière zu korrigieren, soweit auch die Poesie der „hinzugedichteten“ Szenen Anerkennung fand.² Noch peinlicher war es, wenn man mit Adam Müller und Goethe christliche Mystik darin erkennen zu müssen glaubte, was die am Positivismus orientierte Forschung nur abschreckte.

Erst um die Jahrhundertwende wurde Ernst damit gemacht, das Stück auf seinen eigentlichen Kleistgehalt zu untersuchen, und zum Jubiläumsjahr 1911 lagen schon eine Anzahl wertvoller und anregender Beiträge in dieser Richtung vor. Meyer-Benfeys großangelegtes Werk³ warf manche neue Probleme auf und beherrschte trotz des Widerspruchs, den es vielfach erregte, jahrelang die Forschung. Als mit und nach dem ersten Weltkriege Kleist zu einer Art Modedichter wurde, wandte sich das Interesse dem *Amphitryon* besonders leidenschaftlich zu. Vergleichungen mit Molière traten naturgemäß in den Hintergrund (Gundolfs geistreiches Buch von 1922 bildet eine nicht überraschende Ausnahme). Vielmehr war man immer mehr geneigt, das Drama irgendwie als die Tragödie der Alkmene auszulegen, wie das vor Jahren schon Michael Lex,⁴ Hanna

* Nachstehender Aufsatz ist im wesentlichen im Herbst und Winter 1942-43 niedergeschrieben. Nur die Teile V und VI konnten erst 1945 dem Entwurf gemäß ausgearbeitet werden, wobei inzwischen erschienene Arbeiten, soweit zugänglich, Verwertung fanden. Für die Geschichte der Forschung sei verwiesen auf die vom Vf. angeregte Michigan Dissertation, *Heinrich von Kleist's „Amphitryon“ in the Critical Literature of the 19th and 20th Centuries*, von Dr. Clarence Pott, 261 S., Ann Arbor, Mich., 1943, die demnächst veröffentlicht werden soll.

¹ Gerhard Fricke, *Dt. Lit. Ztg.*, LII (1931), 403.

² Vgl. z. B. Karl von Reinhardt Stöttner, *Plautus: Spätere Bearbeitungen plautinischer Lustspiele*, Leipzig, 1886, S. 229, sowie die dort verbuchten Urteile von Koberstein, Hermann Kurz und Gervinus.

³ Heinrich Meyer-Benfey, *Das Drama Heinrich von Kleists*, 2 Bde., Göttingen, 1911 u. 1913.

⁴ Michael Lex, *Die Idee im Drama bei Goethe, Schiller, Grillparzer, Kleist*, München, 1904.

Hellmann,⁵ A. M. Wagner⁶ u. a. versucht, häufig im Sinne des Gegensatzes von „idealer und realer“, „himmlischer und irdischer“ Liebe und womöglich mit Franz Servaes⁷ im Anschluß an den Dichters Wiederfinden der einstigen Braut in Königsberg. Vielleicht, daß man hie und da auch das Motiv der „unverstandenen Frau“ witterte, noch vom Naturalismus und Impressionismus her. Tiefer wurde gegraben, als man zumal seit Cassirers⁸ und Ungers⁹ Studien in Kleist immer energischer den Tragiker schlechthin zu erfassen strebte. Unter diesem Gesichtswinkel ließen sich die allgemein noch immer beklagten Unstimmigkeiten des Stückes am ehesten übersehen und verschmerzen, wenn auch gewiß nicht beseitigen. Dieser Richtung, die im Grunde immer noch ästhetisch orientiert ist und schließlich Ayraults gediegernes Buch¹⁰ hervorbrachte, hat Oskar Walzel, offenbar nach lebenslangen Überzeugungen, einen späten starken Ausdruck verliehen,¹¹ ohne sich von inzwischen emporgewachsenen Neigungen mehr religionsphilosophischer Art beirren oder beeindrucken zu lassen.

Inzwischen hatte nämlich mit der Verinnerlichung des deutschen Geisteslebens im Banne der Ausdruckskunst, an der auch der Kampf um Kleist teilhatte, die metaphysische bzw. mystische Deutung ganz neue und ausgeprägte Formen angenommen. So wenig sich deren Ergebnisse auf eine Linie vereinigen lassen, so wurde doch die beherrschende Stellung des *Amphitryon* im Gesamtschaffen des Dichters mit solchem Ausblick nachgerade unverkennbar: der von den Bauleuten verworfene Stein war zum Eckstein geworden. Man denke an Ermatinger¹² und vornehmlich an seinen Schüler Walter Muschg,¹³ auch an Friedrich Braig.¹⁴ Vor allem aber ist hier der Gelehrte zu nennen, der, gleichfalls von Cassirer ausgehend (aaO., bes. S. 182 f.), das Problem als Kleistproblem am tiefsten gefaßt haben mag, nämlich vom Standpunkt der Existenzphilosophie, Gerhard Fricke.¹⁵ Eine Art geistige Vorübung zu dessen Analyse, doch mehr psychobiographisch eingestellt, ist der gleichzeitig erschienene, kurze, ein-

⁵ Hanna Hellmann, *Heinrich von Kleist: Das Problem seines Lebens und seiner Dichtung*, Heidelberg, 1908; überarbeitet in H. v. Kl.: *Darstellung des Problems*, Heidelberg, 1911. Vgl. auch dieselbe, *Euph.*, XXV (1924), 241 ff.

⁶ Albert Malte Wagner, *Goethe, Kleist, Hebbel und das religiöse Problem ihrer dramatischen Dichtung*, Leipzig u. Hamburg, 1911.

⁷ Franz Servaes, *Heinrich von Kleist*, Leipzig, Berlin u. Wien, 1902.

⁸ Ernst Cassirer, „Heinrich von Kleist und die Kantische Philosophie“, in *Idee und Gestalt*, Berlin, 1921 (ursprünglich 1919).

⁹ Rudolf Unger, Herder, *Novalis und Kleist: Studien über die Entwicklung des Todesproblems usw.*, Frankfurt a. M., 1922.

¹⁰ Roger Ayrault, *Heinrich von Kleist*, Paris, 1934.

¹¹ Oskar Walzel, „Kleist als Tragiker“, *Neophilologus*, XX (1935), 190 ff., 272 ff. Derselbe, *Heinrich von Kleists Kunst*, Bonn, 1928.

¹² Emil Ermatinger, *Die Kunstform des Dramas*, Leipzig, ¹ 1925, ² 1931. Ermatingers „Festrede zur Aufführung des *Amphitryon*“, *Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur*, VII (1927-28), 439 ff. war nicht zugänglich.

¹³ Walter Muschg, *Kleist*, Zürich, 1923.

¹⁴ Friedrich Braig, *Heinrich von Kleist*, München, 1925.

¹⁵ Gerhard Fricke, *Gefühl und Schicksal bei Heinrich v. Kleist*, Berlin, 1929. Derselbe, „Wirklichkeit und Schicksal bei H. v. Kl.“, *Jahrbuch d. Kleist-Gesellschaft*, XVII (1935-37), 1 ff. Frickes Schlüsse werden kurz dargeboten bei F. W. Kaufmann, *German Dramatists of the 19th Century*, Los Angeles, 1940.

schneidende Aufsatz von Lili Hagelberg über das „Grundproblem“ des Dichters.¹⁶ Damit war die Kleistforschung, und das heißt nun erst recht *Amphitryon*-Forschung, auf eine neue Ebene gestellt. Verwandte Fragestellungen begegnen bei Lugowski,¹⁷ auch bei Clara Kuoni,¹⁸ die weitere Ermatingersche Anregungen nach mystisch-religiöser Seite ausgestaltete. Nicht zu übersehen sind anderseits einige spekulierende, auf straffe Beweisführung gern verzichtende Fort- bzw. Rückentwicklungen Fricke-scher Gedankengänge, wie z. B. bei Kurt Semela¹⁹ oder Rudolf Ibel²⁰ zu finden, üppig tiefsthinige Variationen über ein Thema von Kleist. Man fragt sich schließlich nach der wissenschaftlichen Verbindlichkeit so ergrübelter Erkenntnis, die auf einer Ebene überzeugt, auf anderer ganz ungreifbar bleibt, glaubte doch um dieselbe Zeit Max Kommerell²¹ gerade an der Umstrittenheit auch des *Amphitryon* die Tiefe und Größe seines Dichters ablesen zu können, indem er die Lösung des Kleisträtsels in seiner Unlösbarkeit fand. Über solchen Standpunkt, noch dazu in begrifflich überaus lockerer Darstellung vertreten, kann man in dieser übergeistigten Richtung kaum hinaus.

Noch eine andre Spur gilt es zu verfolgen, die zunächst im umgekehrten Sinne zu verlaufen scheint und sich schließlich doch mit der Frickeschen überschneidet, ja vereinigt. Kluckhohn hatte schon 1921 gegen August Sauer²² davor gewarnt, „religionsgeschichtliche Probleme“ im *Amphitryon* zu suchen.²³ Fünf Jahre später²⁴ beklagt er, daß man neuerdings „den Dichter allzusehr als Philosophen und Weltanschauungs-dramatiker“ behandle. Ähnlich hatte Holl 1923 protestiert²⁵ und seinerseits auch Franke 1932,²⁶ doch, wie wir gesehen, ohne sonderlichen Erfolg. Demgegenüber ist und bleibt die Reihe der Kritiker, die versuchen, den *Amphitryon* möglichst rein als das zu würdigen, als was er sich auf dem Titelblatt gibt, nämlich ein „Lustspiel“, überaus dünn, ihr Auftreten verstreut. Ernst Kayka hatte 1906 als erster die Vereinheitlichung der Deutung in diesem Sinne durchzuführen unternommen,²⁷ indem er, z. T.

¹⁶ Lili Hagelberg, „Heinrich von Kleist: Eine Darstellung seines Grundproblems,“ *Zs. f. Ästhetik u. allg. Kunswissenschaft*, XXIII (1929), 148 ff.

¹⁷ Clemens Lugowski, *Wirklichkeit und Dichtung: Untersuchungen zur Wirklichkeitsauffassung Heinrich von Kleists*, Frankfurt a. M., 1936.

¹⁸ Clara Kuoni, *Wirklichkeit und Idee in Heinrich von Kleists Frauenerleben*, Frauenfeld u. Leipzig, 1937.

¹⁹ Kurt Semela, *Frauen-Erleben und Frauen-Gestalten bei Heinrich von Kleist*, Diss., Berlin, 1934.

²⁰ Rudolf Ibel, „Gefühl, Verwirrung und Maske: Gedanken zu Kleists *Amphitryon*,“ *Die Literatur*, XXXIX (April, 1937), 391 ff.

²¹ Max Kommerell, „Die Sprache und das Unaussprechliche: Eine Betrachtung über Heinrich von Kleist,“ *Das Innere Reich*, IV (1937), 654 ff.

²² August Sauer, „Zu Kleists *Amphitryon*,“ *Euph.* XX (1913), 93 ff.

²³ Paul Kluckhohn, *Die Auffassung der Liebe in der Literatur des 18. Jahrhunderts und in der deutschen Romantik*, Halle a. S., ¹ 1922, ² 1931, S. 610.

²⁴ Dt. Vjs. f. Litwiss. u. Geistesgesch., IV (1926), 818.

²⁵ Karl Holl, *Geschichte des deutschen Lustspiels*, Leipzig, 1923, S. 228.

²⁶ Georg Hermann Franke, „Kleists Weltgefühl,“ *Neue Jahrbücher f. Wiss. u. Jugendbildung*, VIII (1932), 356 f.

²⁷ Ernst Kayka, „H. v. Kleists *Amphitryon*,“ *Zs. f. vergl. Litgesch.*, N. F., XVI (1906), 62 ff., s. bes. S. 73 ff.

an Gaudig²⁸ anknüpfend, das Komische auch an der Jupiter-Alkmene Handlung beleuchtete. Dann freilich kam Julius Hart mit seinem eigenwilligen *Kleist-Buch*²⁹ und seiner großaufgezogenen Theorie einer „Religionskomödie“ im *Amphitryon*, verquickt mit einer ganzen Reihe emanzipierter Auslegungen, für die sich wenige erwärmen mochten. Dennoch hat Hart den Vorzug, in seiner Weise die Dichtung als selbständiges Kunstwerk begriffen zu haben, das er „vielleicht das tiefstinnigste und wunderbarste Lustspiel der Weltliteratur“ nennt. Wesentlich, ja bahnbrechend Neues bringt aber erst Thomas Mann in einem Aufsatz anlässlich der Feiern des Jahres 1927.³⁰ Auch für diesen Künstler-Kritiker ist das Drama „das witzig-anmutvollste, das geistreichste, das tiefste und schönste Theaterspielwerk der Welt“ (S. 118). Indem er es von Molière innerlich gänzlich ablöst, gibt er unter steter Herausarbeitung des Komödiencharakters eine Umschaffung, die Fricke selber, der Metaphysiker, mit seiner Analyse in wesentlicher Übereinstimmung sieht (S. 96⁶⁰), ob mit vollem Recht, stehe dahin. Doch dürfte aus Frickes Anmerkung folgen, daß man zutiefst in den Schacht Kleistischen Erlebens hinabsteigen kann und dabei den *Amphitryon* als Lustspiel genießen.

Erst neun Jahre danach erschienen endlich gleich zwei Studien, die das so gestellte Problem in Angriff nahmen, mit verwandtem Ausgangspunkt und doch grundverschieden in der Anlage und den Ergebnissen. Die eine, von Curt Hohoff,³¹ wollte „die mögliche Stelle“ von Humor, Komik und Ironie bei Kleist feststellen, beschränkte sich aber für den *Amphitryon* ausdrücklich und ausschließlich auf eine Wiedergabe von Thomas Mann und Fricke, die um einige nicht wertlose Bemerkungen bereichert werden, während die Gesamtdeutung befremdende Nachlässigkeit oder Unsicherheit verrät. Anders die Arbeit von Jens Heimreich,³² deren Titel nach Angabe des Verfassers hätte heißen sollen: „Das Prinzip des Kuriosen als Element des Komischen und seine Bestimmung für das Kleistische Schicksalsgefühl“ (S. 3). Unbeirrt steuert Heimreich los auf eine „Metaphysik des Komischen“, die „weniger eine Ästhetik als ein Werkzeug zur Erkenntnis der Kleistischen Existenz“ darstellt (*aaO.*). Folgerichtig wird eine „Interpretation der komischen Mittel, wie sie etwa in den Lustspielen angewandt werden,“ da als Aufgabe einer stilistischen Untersuchung anzusehen, abgelehnt (S. 29). Um eine Erforschung des „Theaterspielwerks“ ist es Heimreich also nicht zu tun. Doch hat er von seinem Standort aus, der wie der Frickes existenzphilosophisch ist, beachtliche Aufhellungen gegeben. Auch er sieht in seinen Zusammenhängen

²⁸ Hugo Gaudig, „H. von Kleist,“ in *Wegweiser durch die klassischen Schuldramen*, Gera u. Leipzig, 1895, 2., verm. u. verb. Aufl., *Aus deutscher Dichtung*, Leipzig u. Berlin, 1918.

²⁹ Julius Hart, *Das Kleist-Buch*, Berlin, o. J. [1912], S. 455 ff.

³⁰ Thomas Mann, „*Amphitryon*: Eine Wiedereroberung,“ *Die Neue Rundschau*, XXXIX (1928), 574 ff.; auch in *Die Forderung des Tages*, Berlin, 1930, S. 117 ff. (wo-nach zitiert wird).

³¹ Curt Hohoff, *Komik und Humor bei Heinrich von Kleist*, Berlin, 1937.

³² Jens Heimreich, *Das Komische bei Heinrich von Kleist*, Diss., Berlin, 1937.

im *Amphitryon* „immer noch eine Komödie . . . niemals eine Tragödie“ (S. 88 f.).

Damit sei Gang und Lage der Forschung nach Arbeiten, soweit sie hier vorliegen,³³ wenigstens angedeutet; im einzelnen wird verschiedenes an späterer Stelle auszuwerten sein. Dreierlei dürfte erhellen. Einmal: Die *Amphitryon*-Deutung ist tief eingebettet in philosophische, bzw. metaphysische und mystische Fragenkomplexe, die der Erfassung des Dichters und seines Gesamtwerks gelten — das Drama als Kunstwerk spielt keine Rolle; zweitens: Versuche, das Kunstwerk tragisch zu werten, sind nicht recht durchgedrungen — es bleibt jedesmal ein Rest, der dem Unvermögen des jungen Dichters aufgebürdet werden muß; und schließlich: eine Analyse des Stückes, die dieses nach Stil und Bau und zwar unabhängig von Molière der Gattung „Komödie“ zuweist, ist schlechterdings nicht vorhanden, trotz der Tatsache, daß es Kleist wiederholt als Lustspiel bezeichnet hat. Von der witzigen Ausnahme Thomas Manns abgesehen, der seinem Essay mit Recht den Untertitel „eine Wiedereroberung“ gab, hat man kaum je versucht, das Werk, ob mit oder ohne Vorlage, dramatisch für vollwertig zu nehmen. Doch auch dieser Essay war keine Studie, er gab sich als persönliches Künstler-Erlebnis, der Form nach einem laufenden Kommentar vergleichbar, und so ist er, zumal er wenig Anschluß suchte an das Kleistproblem als solches, in der Forschung fast wirkungslos geblieben. Vielleicht hätte sich die Kritik viele Irrwege ersparen können, von Goethe an, wenn sie zunächst Ziel und Mitteln der Dichtung überhaupt nachgespürt hätte, und dann erst versucht, das Ergebnis für die Gesamtschau des Dichters einzusetzen, wie es für seine These z. B. Heimreich getan. Heimreich muß die stilkritische Frage, die er nicht mitbehandelt, wenigstens durchgedacht haben, freilich nach Frickes schwachen Anhaltspunkten, wie er denn auch keineswegs im Wesentlichen klar sieht. Es muß also beides Hand in Hand gehen, unter notwendiger Vorstellung des einen, worauf sich das Auge zu konzentrieren hat.

Und das eben ist das Anliegen der gegenwärtigen Arbeit: darzutun, daß Kleist sein Werk aus seinem einmaligen Welterleben heraus und mit vollem künstlerischen Bedacht als Lustspiel gefügt hat. Es kommt hier nicht darauf an, den kosmischen Humor des Ganzen in gebührende Beleuchtung zu rücken, das hat unnachahmlich und endgültig Thomas Manns „Wiedereroberung“ getan; auch nicht darauf, komische Züge und Zusammenhänge hie und da nachzuweisen, wo sie vielleicht noch nicht herausgeföhlt sind. Vielmehr soll durch ästhetische und psychologische

³³ Von dem, was inzwischen in Deutschland und der Schweiz herausgekommen, möchten folgende Beiträge, falls aufzutreiben, für unser Thema von Belang sein: Hanspeter Rieschel, *Tragisches Wollen: Untersuchungen zum Leben und Schaffen Heinrich von Kleists*, Diss., Göttingen, auch als „Theater und Drama,“ Bd. XII, Berlin, 1939; Werner Psaar, *Schicksalsbegriff und Tragik bei Schiller und Kleist*, „Germanische Studien,“ No. 228, Berlin, 1940; Donald P. Morgan, *Heinrich von Kleists Verhältnis zur Musik*, Diss., Köln, 1940. — Auch die Zeitschriften sind sehr dürftig eingelaufen.

Fragestellung der Dichtung ein Bau gesichert werden, in dem sich das Wesen der Handlung, die Anlage der Charaktere, die Verknüpfung der Vorgänge und der Ausgang Zug für Zug entsprechen und zu einer harmonischen Einheit im Sinne der Komödie zusammenschließen, und zwar nicht nur unabhängig von Molière, sondern im „völligen Gegensatz“ zu diesem.³⁴ Ohne Zweifel ist der Gesamteindruck des *Amphitryon* inkommensurabel im Goetheschen Sinne, aber nachdem die Kritik – wie sie glaubte, notgedrungen – bislang auf straffe Disponierung und Motivierung der Bühnenvorgänge mehr oder minder verzichtet hat, mag es gestattet sein, sich auch danach behutsam umzusehn. Die tragische Deutung ist hierbei nur als Kontrolle zu nutzen, doch soll auch der alte Kompromiß überprüft werden, der immer wieder vorgeschlagen wird, als hätte Kleist eigentlich eine Tragödie geschrieben oder schreiben sollen, insofern „ihm bei der Bearbeitung [...] etwas geriet“ (Hohoff, S. 19), was er im Grunde gar nicht beabsichtigt habe. Es steckt mehr Kunstverständ in diesem Spiel als seine besten Freunde wahrhaben wollen, und als heuristisches Prinzip sollte man annehmen, daß Kleist alles, was er aus einerlei welchen seelischen Untergründen zu sagen hatte, auf einen klar umrissenen Plan bezogen, von dem aus die einzelnen Linien, ob in Molière vorgebildet oder nicht, in der Architektonik des Ganzen erst ihren ihm eignen Kleistischen Sinn erhalten, denn „das ist ja so bezeichnend für seine Kunst,“ wie Walzel es ausdrückt (*aaO.*, 1928, S. 15), „daß er weiß, wo er enden will, und dieses Wissens sich bewußt, läßt er den Vorgang labyrinthische Irrwege wandeln.“

Um soviel vorwegzunehmen: Freilich kein Possenspiel wollte der Dichter formen, sondern einen „Triumph,“ ein erlöstes Aufjujeln über die Möglichkeit eines „Sieges“ über das rätselhafte Weltgeschehen – der Grundcharakter des Werks ist erhaben-heitern, metaphysisch versöhnlich. Um Thomas Manns Worte zu brauchen: „Hinein aber, in witzig-frommter Andeutung, spielen beständig Lichter des Himmlischen und Übersinnlichen, läuten leise Gedanken bildlicher Liebe der Ewigkeit“ (S. 140). Dieser innerweltliche Hintergrund macht das stilistisch Komische so eigen, so verhalten und nur halb erraten, denn wir werden in Tiefenschichten unsrer Gefühlswelt berührt, wo das Komische gemeinhin nicht statthat. Trotzdem ist es unverkennbar da, und es ist mit irgendeiner Absicht desselben Erzdramatikers da, der so ziemlich gleichzeitig den *Zerbrochenen Krug* schuf. Nichts hindert uns, ihm auch hier souveräne Gestaltungskraft zuzutrauen. Um sie am Werke zu sehen, müssen wir es wagen, uns in sein schöpferisches Wollen hineinzufühlen, indem wir die Fabel wie die Gestalten mit seinen Augen erblicken.³⁵

³⁴ Vgl. Fricke, *aaO.*, S. 76³³

³⁵ Nur auf eins sei allerdings verzichtet, nämlich der angeblichen Verchristlichung des „Mysteriums“ gerecht zu werden, gegen die Paul Kluckhohn seinerzeit zu protestieren hatte (s. o.). Was manche so christlich anmutet, ist im wesentlichen Punkte, wie schon von andern betont, rein Kleistisch. – Daß Adam Müller, dem hier das *proton pseudos* zur Last zu legen ist, seinen Standpunkt später geändert, scheint nicht allgemein bekannt, vgl. Ernst Kaykas schon genannte, eingehende Arbeit (*aaO.*, S. 63)

Womit vor Fricke die wenigsten Kritiker fertig geworden sind, und viele auch nach ihm nicht, das ist nichts andres als der Kern der alten Fabel selbst, daß nämlich Jupiter der Alkmene „in der Gestalt ihres Gatten Amphitryon“ zu nahen wußte. Mathematisch sehr einfach, menschlich undenkbar, und daher all die in sich und unter sich so widerspruchsvollen Spekulationen, die *nolens volens* das Geschehen als ein an sich menschliches auffassen, in dem durch die entscheidende, aber bequeme Einführung von überirdischen Wesen mystische, religionsphilosophische, tragisch-nihilistische oder sogar psychoerotische Erkenntnis zur Erörterung komme. Unleugbar droht die mythologische Form bei Kleist jede Möglichkeit einer nicht nur weltanschaulich, sondern auch menschlich deutbaren, psychologisch unterbauten Handlung zu untergraben – das hat seit Meyer-Benfey zuletzt Oskar Walzel, mit kühler Abwägung der wichtigsten Teilstufen, doch ohne jede eigentliche Analyse, implizite eindringlichst dargestan (aaO., 1935, bes. S. 277 ff.). Da vermag man weder Jupiter, ob metaphysisch, ethisch oder dramatisch, als innere Einheit zu sehen, noch die durch ein Wunder bewirkten Vorgänge in Alkmenes Herz und Sinn psychologisch klar zu erfassen, ganz zu schweigen von Amphitryons unmöglicher Stellung vor einem Ehebrecher, der sich schließlich als Gott herausstellt. Dazu dann noch das possenhafte Widerspiel der Sosias-Szenen, die das ganze Stück zu sprengen scheinen. Vor einem so geschauten Tatbestand ergreift man am liebsten die Flucht, denn einen Symbolwert erschließt er nicht. Aber ist der Künstler wirklich verantwortlich dafür?

Sogar Fricke, der sich nachträglich mit Thomas Manns Komödiendeutung einverstanden erklärt, weiß sich nicht völlig damit auszusöhnen. Er selber vermerkt ja ausdrücklich, ungefähr wie nach ihm Heimreich, daß seine Analyse zwar „den Grundvorgang zu erfassen sucht, keineswegs aber inhaltlich oder ästhetisch erschöpfend zu sein beansprucht“ (S. 96⁶⁰). Wenn er dann aber in der Jupiterfigur nichts andres erkennt als „eine großartige Hilfskonstruktion für den Beweis, den Dichter anstrebt“ (S. 79, 93), und wenn bei ihm zum Schluß „die ihr unbegreifliche vernichtende Verwirrung“ von Alkmenes Bewußtsein „durch ein noch unbegreiflicheres Wunder herrlich sich auflöst“ (S. 96), so gibt damit auch er nicht nur die ästhetische Würdigung im einzelnen preis, sondern das Kunstwerk als solches und als Ganzes. Kein weiteres Wort bei ihm (um jetzt nur eins herauszuheben) über die Ankündigung der Geburt, die offenbar mit Alkmenes Weibtum nur in mythologischem, inhaltlichem Sinne, nicht im existentiellen, in Zusammenhang gebracht wird. Kein Wort darüber, was Kleist veranlaßt haben mag, gerade diesen Schluß, und was er voraussetzt, gegenüber seiner Vorlage von Grund auf neu zu

ff.), mit der sich weder August Sauer, aaO., noch Ernst Nadler, *Die Berliner Romantik 1800-1814*, Berlin, 1921, S. 180, noch Braig auseinandersetzt. – Außer Fricke, aaO., S. 67 f., 89, vgl. auch Meta Corssen, *Kleist und Shakespeare*, Weimar, 1930, S. 56 f., Rüdiger Dorr, *Heinrich v. Kleists „Amphitryon“: Deutung und Büchnerschicksal*, Oldenburg i. O., 1931, S. 47 f. und manche andre.

unterbauen (auf den übrigens auch Thomas Mann nicht eingeht und Hohoff noch weniger). Fricke dürfte trotz begreiflicher Lyrismen letzten Endes zugeben müssen (s. *aaO.*, S. 94 oben), daß Kleist für ihn nur durch sein metaphysisch orientiertes dichterisches Fiat etwas „beweisen“ konnte, ganz gleich, ob der Gang des Dramas damit in Übereinstimmung war oder nicht, von dessen Wert als Kunstwerk gar nicht zu reden: eine bloße Reihe von Szenen hätte für ihn auch genügt. Dies Beispiel ist nicht vereinzelt,³⁶ nur daß die wenigsten Interpreten sich auch nur zu solch einer „Hilfskonstruktion“ verstehen. Worauf es im ästhetischen Belange ankommt, ist ja aber gerade die Frage, ob und wie weit und wie tief Weltanschauung und Kunst sich hier durchdringen, für Existenzphilosophie ist keine Ausnahme zu machen.

Da ist es nun wieder Fricke, der den Ausweg aus dem Dilemma anzeigt, wenn er ihn auch selber für den Sinn des Ganzen durchaus nicht zu Ende gegangen ist. Dies geschieht durch seinen kurzen Hinweis (S. 78) auf „die mythisch-märchenhafte Grundlage, auf der das Stück sich erhebt,“ mit dem entscheidenden Zusatz: „und von der aus es allein verstanden werden kann.“³⁷ Mit andern Worten, wir sollten uns klar machen und damit Ernst machen, was es künstlerisch heißt, daß wir hier in einer Welt leben, die „koboldartig wie ein Märchen,“ v. 702, nur möglich ist durch eine „Bezauberung,“ v. 1849: in einer Welt des Als-Ob. Dies ist die Grundvoraussetzung³⁸ aller Ereignisse, von der aus sich ästhetisch-stilistisch konsequent weiter schließen läßt, und ohne die das Drama als Drama in der Tat zusammenbricht. Der Dramatiker muß sie gewählt haben, u. a. weil sie ihm die Möglichkeit bot, das zu-Sagende symbolischer und darum einfacher zu sagen, als es der Kausalnexus der Alltagswelt verstattet hätte. Sie ist also zunächst nur technischer Art, aber als solche beherrscht sie das Stück, und inwiefern Kleist durch ihre Einsetzung eine Haltung zum Sein überhaupt ausgedrückt hat, wieweit der Symbolwert des Ganzen durch sie mitbestimmt ist, bleibt zu untersuchen, wenn wir über das Theaterspielwerk klar sehen.

Nach kurzer Musterung der Sosias-Szenen ergibt sich die Gliederung „Jupiter“, „Amphitryon“, „Alkmene“ als am besten geeignet, ein grundsätzliches *Hysteron-Proteron* abzufangen. Die Beleuchtung des Wesens der Handlung muß dabei zusammengehen mit der Analyse der Charaktere und der Vorgänge, in die sie verstrickt sind. Erst dann sind Schlüsse zu ziehen.

II

Allenthalben ist man sich heute einig, daß das Schaffens- und Glaubensinteresse Kleists allein der Alkmene galt. Warum hat er dann die Sosias-Handlung überhaupt beibehalten? Hätte der Dichter der *Penthesilea* nicht auch hier etwas ganz Neues, ganz Eigenes schaffen können?

³⁶ Vgl. z. B. Lugowski, S. 147 f., Heimreich, S. 89 usw.

³⁷ Dasselbe stark betont schon von Kayka, *aaO.*, S. 77 u. ö.

³⁸ Wohl zu unterscheiden von Frickes Gebrauch desselben Wortes *aaO.*, S. 77; Fricke trägt dem Mythus keine Rechnung.

Oder ist er nur seiner Vorlage nachgetappt? Wenn aber nicht, was für eine Intention liegt vor? Wer von einer komischen Gesamtkonzeption ausgeht, wird es relativ am leichtesten haben, die Beibehaltung dramatisch zu verstehen und stilistisch zu rechtfertigen, aber es geht nicht an, diese allein schon als Beweis anzuführen, selbst wenn man mit Meta Corssen³⁹ die Länge der fraglichen Szenen dahin geltend machen könnte. Allerdings hat Kleist, weit davon entfernt, sie abzuschwächen oder gar zu unterdrücken, wie Meyer-Benfey es sich wünschte, ihnen eine der saftigsten, des Molière würdig, an auffallender Stelle eingedichtet. Aber der Zweck dabei ließe sich ebensogut finden in einer parodistischen Verdeutlichung des Gegensatzes von Ernst und Scherz, Tragik und Komik, wie eine geläufige Auffassung ja will. Umgekehrt darf man versuchen, die anscheinende Kluft zu überbrücken, indem man den tieferen Gehalt auch der Sosias-Vorgänge herausschält, was Thomas Mann (S. 124 ff., 128) mit vollendetem Einfühlung und Wertung getan. Und damit kommen wir schon weiter. Wir haben nicht „Posse und Tragödie . . . , die sich gegenseitig abwechseln ohne sich zu durchdringen“,⁴⁰ sondern schlechterdings zwei Handlungen, die, vom Dichter aus gesehen, thematisch und strukturell zusammengehören und stilistisch, sozusagen kontrapunktisch, aufeinander abgestimmt sind. Das wäre genauer zu entwickeln.

Organisch ist von der Stilgebung auszugehen. In dem Augenblick, wo Kleist das Problem der Alkmene aufgriff, war mit dieser als Mittelpunkt die Molièresche Stileinheit zerbrochen. Die ihm daraus erwachsende Aufgabe dürfte der Verfasser auch bemerkt haben. Fraglos geschieht dem armen Sklaven das gleiche Unrecht wie seinem Herrn, und der Dichter hat das betont, v. 2158 f. Wenn der sich auf seine Weise aus diesem Labyrinth zu finden weiß, durch bedingungslose Übergabe, so ist damit eine Lösung vorgestellt, die für die Amphitryon-Handlung eben nicht in Frage kommt. Vielmehr wurde für diese, die *neu zu bauende* Haupthandlung, eine reinliche Scheidung jetzt unentbehrlich. Man braucht sich das Stück nur vorzustellen, wenn Kleist sich bemüht hätte, dieser die Sosias-Szenen in Ton und Tönung anzugleichen: bestenfalls hätte die so erzielte Einheit des Stils die Einheit der Handlung zersprengt. Statt dessen, was tut er? Er verdickt und vergröbert diese Vorgänge, aber nicht um Molière im guten oder schlechten Sinne einzudeutschen, oder gar um sich anfängerhaft einiger witziger Einfälle zu entledigen, auch nicht um Shakespeare nacheifernd eine Art „comic relief“ zu schaffen, sondern organisch-einfach: um mit Molière klipp und klar zu brechen. Nur so ließ sich alles, was Sosias hieß, aus der seelischen Alkmene-Sphäre ein für

³⁹ *AaO.*, S. 36 f. Im einzelnen vgl. nach Raymond Bonafous (1894) und Meyer-Benfey (1911) die Studie von Helene Schneider, *Sprache und Vers von Kleists „Amphitryon“ und seiner französischen Vorlage*, Diss., Frankfurt. 1933 (Gelnhausen, 1934), Teil I.

⁴⁰ Arthur Eloesser, *Heinrich von Kleist: Eine Studie*, Berlin o. J. [1904], S. 37; auch in seiner Tempelklassiker-Ausgabe von Kleist, V, 264 ff. Dieselbe Ansicht findet sich oft. Musikalisch gedeutet, aber in durchgeföhrtm Vergleich mit Molière, bei Norbert Fürst, „The Structure of Kleist's Plays,“ *GR*, XVII (1942), 52.

allemeal ausweisen. Je hanebüchener der Humor der Sosias-Handlung, um so besser, wenn auch zuzugeben ist, daß Charis nur aus Gründen der klassischen Personenbeschränkung zeitweilig zur Vertrauten der Fürstin aufrücken kann; eine dritte Dienerfigur hier einzusetzen, hätte jedenfalls zu Unwahrscheinlichkeiten geführt, die zu beseitigen nutzlose Verse gekostet hätte. Auch oft gerügte Zwischenbemerkungen des Sosias⁴¹ verraten nicht Mangel an gutem Geschmack, sondern die dramatisch verwirklichte Intention, Alkmenes Da-sein und So-sein gegen die „vernünftige“ Welt der Alltagsmenschen drastisch abzugrenzen.

Denn anderseits konnte Kleist aus technischen Gründen ohne diese Nebenfiguren nicht gut auskommen. Er brauchte Charis wie angedeutet; er brauchte einen Sosias zur Herbeiberufung der Feldherrn; er brauchte (wie noch in anderm Zusammenhang zu behandeln ist) unbedingt die Verhöhnung Amphitryons durch Merkur vom Altan. Durch Merkur, denn dem Unglücklichen mußte ja nicht nur von dem erneuten Besuch des Eindringlings berichtet werden, ihm war zugleich — genau wie Sosias zu aller Anfang — der Zutritt zu seinem Hause nachdrücklichst und wirkungsvollst zu verweigern, und zwar nicht durch Jupiter in Person. Eine Auseinandersetzung mit diesem, die Konfrontation, war dramatisch unmöglich; doch wie war sie einzuleiten? Man darf behaupten, daß schon diese eine Notwendigkeit, die „Beibehaltung“ der ganzen Nebenhandlung nach sich ziehen mußte.

Aber Kleist hatte offenbar noch andre Gründe dafür, noch zwingender als alle Fragen des Stils und der Technik. Die Nebenhandlung ermöglichte es ihm, die „Grundvoraussetzung“ des Stückes, das Als-Ob, dem ahnunglosen Zuschauer immer wieder einzuhämmern, ohne die Haupthandlung störend damit belasten zu müssen. Und das war doch nicht überflüssig, wie gerade die Geschichte der Kritik beweist, die von jeher unter der Nichtbeachtung des unverstandenen Sosias-Komplexes gelitten hat. Man denke sich die Merkur-Sosias Gleichung weg, und sofort wird uns die Jupiter-Amphitryon Vertauschung um vieles gezwungener, gewaltsamer und unverbindlicher erscheinen, während sie, anders als bei Molière, in Wahrheit der Kern des Problems ist, das der Dichter zu entwickeln hat. Ja, tiefer und schlimmer: Der ganze Beweis, daß der göttliche Abenteurer dem betrogenen Gatten wirklich in allem geglichen, würde nicht bühnenmäßig, aber dramatisch fast bis zur Theophanie allein auf der Aussage und Haltung Alkmenes beruhen, und ob die sich hat täuschen lassen können, ist ja der springende Punkt. Buchstäblich muß der Zuschauer die Verwechslungsmöglichkeit der Nacht, was Erscheinungen anlangt, vor sich sehen, oder er glaubt sie nur als Laune des Dichters, ohne sich ihre Tragweite für das innere Geschehen klarzumachen.

Wie sich die einen Vorgänge mit den andern in Thema, Bau und Sinn im einzelnen zusammenfügen, das ist in der Kritik, und selbst von der Tragik aus, oft genug betont und veranschaulicht worden, kurz schon

⁴¹ Vgl. z. B. Philipp Witkop, *Heinrich von Kleist*, Leipzig, ¹ 1922, ² 1932, zu den „Rüpelzenen“, S. 105.

von Jakob Minor vor fünfzig Jahren,⁴² dessen Urteil von Oskar Walzel (*aaO.*, 1935, S. 277 f.) wiederaufgenommen und stark unterstrichen wurde („das überholt Shakespeare“), unter Hinweis auf die Spanier und den „Dichter des *Faust*.“ August Sauer (S. 102, vgl. S. 93), dem von seinem christlich-mystischen Standort der Nachweis entschieden schwerer fallen sollte, schreibt wie folgt: „Beide Teile gehören unlösbar zusammen, sind aufs feinste miteinander verzahnt, korrespondieren miteinander in allen Hauptreden und in tausend Einzelheiten; Kleist ist eine technische Meisterleistung ersten Ranges gelungen.“⁴³

III

Wir haben nun die Bahn frei, den Alkmene-Komplex in seiner dreifachen Darbietung durchzuarbeiten. Die erste Frage ist die technische nach dem Ausgangspunkt der Handlung. Ist es Alkmenes „Abgötterei“? Amphitryons angebliche Borniertheit? Mit Teilstücken hat man dies u. a. wahrscheinlich zu machen gesucht. Nach den klaren Worten des Dichters ist es überlieferungsgemäß nichts anderes als „die verliebte Erdenabenteuer“ des Olympiers, v. 1697, von dem Merkur alle Störung fernzuhalten hat, v. 99 ff., verflucht der Gott doch selbst den „Wahn“, der ihn „hierher gelockt“, v. 1512, und zwar in einem der bei Kleist so seltenen „für sich.“ Das ist deutlich, und dem entspricht durchweg die Eingangsunterscheidung zwischen Geliebtem und Gemahl, v. 455 ff., 1202 ff. usw., die bis v. 2307 f. unentwegt festgehalten wird, während anderseits die Theophanie, in der Verheißung der Geburt des Herkules gipfeln, dem Geschehen seinen Urcharakter als Zeugungsmythus zurückgibt und so das dramatische Gefüge folgerichtig abschließt.

Bewußt oder unbewußt geht jeder Beurteiler ganz natürlich von der alten mythologischen Fabel aus, deren religiöse und damit auch sittliche und psychologische Diskrepanzen schon bei Plautus für uns handgreiflich sind.⁴⁴ Kleist muß diese so klar durchschaut haben wie unsereiner, denn wir können feststellen, wie er wenigsten mit dem bösesten Übelstand: „der höchste Gott als Verbrecher an der Ehre einer edlen Frau“,⁴⁵ reinen Tisch macht. Um dies von der Komödie aus zu erhärten und damit die Erbfrage der Widersprüche im Jupiter überhaupt neu aufzuwerfen, ist einerseits das charakterologische Problem zu durchleuchten, das der Dichter vor sich hatte, anderseits die Motivierung, wie sie in und zwischen den Zeilen des Textes zu finden ist: beides nach Maßgabe der Grundvoraussetzung.

Um diese an die Spitze zu stellen. Es ist klar, daß Jupiter die Handlung technisch-dramatisch beherrscht. Nichts geschieht gegen seinen Willen, das meiste durch seine Veranlassung. Daraus folgt aber nicht, daß er

⁴² Jakob Minor, „Studien zu Heinrich von Kleist,“ *Euph.*, I (1894), 581 f.

⁴³ Ähnlich in dieser Hinsicht, aber sonst ganz anders eingestellt Meta Corssen, *aaO.*, S. 36.

⁴⁴ Vgl. Reinhardstoettner, *aaO.*, S. 121, u. anderseits etwa Heimreich, *aaO.*, S. 87 f.

⁴⁵ Joseph Collin, „Heinrich von Kleist, der Dichter des Todes,“ *Euph.*, XXVII (1926), 69 ff., s. S. 92; vgl. auch Walzel, *aaO.*, 1935, S. 277 und viele andre Gelehrte.

auch die Achse bildet, um die sich unser Interesse dreht. Fricke wendet sich (S. 78) mit gewissem Recht gegen „ein Mißverständnis der Dichtung, das diese Gestalt isoliert, verselbständigt oder gar zum Mittelpunkt macht.“ Jedenfalls interessiert uns Jupiter nur, soweit er das Leben Alkmene's beeinflußt. Dies aber kann so, wie es geschieht, nur im Rahmen des Mythus geschehen. Auf dem engen Raum, in den engen Grenzen der Zeit, wo sich das Mythische und das Menschliche überschneiden, vollzieht sich das Drama, in der Welt des Als-Ob. Mit andern Worten, nur im überlieferten Mythus, der sich als solcher der ethischen Wertung entzieht, kann der Frevel an Alkmene eine Rechtfertigung finden — und somit nur eine thematische. Was Kleist hierdurch resolut und radikal ausschaltet, ist das Problem der Schuld, das für das fromme Publikum des Plautus so wenig existierte wie für das frivole des Molière, das sich aber dem modernen Bewußtsein sofort aufdrängt. Sogen wir lieber: das Problem eines Verbrechens, für das es den Umständen nach, wenn sie nur menschlich wären, innerhalb des Dramas keine Sühne geben kann (Alkmene's Rede v. 2236 ff. genügt dafür nicht). Warum es der Dichter so gemacht, ob er etwa sein innerstes Anliegen dadurch gefährdet hat oder im Gegenteil gefördert, und wieso, das wird uns zuguterletzt beschäftigen. Aber dies ist die einfache nackte Tatsache, durch die allein alle Ereignisse des Stükkes unter sich und mit seinem Symbol integriert werden können. Kritiker, die sie nicht in Anschlag bringen, behandeln Jupiter als einen allmächtigen Menschen, eine *contradictio in adjecto*, die für das Spiel als Drama in jedem Sinne ganz gewiß zu einer *reductio ad absurdum* führt. Schon damit ist angedeutet, wie sich verschiedene Widersprüche erledigen dürften, denn die vielfach belegte Unsicherheit ja Ratlosigkeit vor dem Ethos des Ganzen beruht auf nichts anderm.

Das eben ist, nach der Zentralisierung der Alkmene-Handlung, Kleists zweite, aus der ersten logisch folgende, einschneidende Neuerung, daß wir es bei ihm nicht wie bei Molière eigentlich mit verkleideten Menschen zu tun haben, sondern mit mythisch-überirdischen, zauberhaften Wesen, über deren Tun und Lassen, Gehen und Kommen letzten Endes nichts auszusagen ist und nichts ausgesagt werden soll. Das hat Fricke mit seiner Warnung (S. 78) gemeint, aber ohne zu wagen, die Konsequenzen weit genug zu ziehen. So und nur so konnte sich Kleist auf das existentielle Problem der Alkmene konzentrieren, ohne das moralische Problem der Verführung nun mitbehandeln zu müssen, das ja bei Molière in der ironischen Heiterkeit der Schlußszene einfach unter den Tisch fällt. Auch das Schicksal des armen Sosias, um jetzt rückgreifend nur eins herauszuheben, rückt damit in neues Licht, denn der hat seine für uns so grausame Behandlung gewiß ebenso wenig verdient wie sein Herr und Alkmene die ihre: die Frage, ob verdient oder nicht, die ethische Berechtigung dieser Erdenfahrt steht nicht zur Verhandlung, geschweige denn im Mittelpunkt des Interesses. Wer die in der Dialektik des Dramas zu finden oder zu vermissen glaubt, wird, wie das Schrifttum sattsam bekundet, sich allerdings nie darin zurechtdenken können.

Aber Kleist mußte auch eine einheitliche religiöse Atmosphäre schaffen. Was der antike Mythus ohne weiteres hergab, das waren Nachrichten „von Wundern . . . , Von unnatürlichen Erscheinungen, die sich Aus einer andern Welt hierher verlieren,“ v. 907 ff., mit denen sich das gläubige Gemüt normalerweise anstandslos abzufinden weiß: also der Glaube an göttliche Wesen, die, einmal erkannt, für das fromme Bewußtsein der Mitspieler kein Unrecht begehen können. Das beweist uns das Beispiel der Charis, aber schließlich auch das Amphitryons und vor allem das der sittenstrengen Alkmene selbst. Oder mutet uns der Dichter wirklich zuviel zu? Von Walzels Standpunkt (*aaO.*, 1935, S. 278) ja, von dem unserer Grundvoraussetzung nicht. Auf Kallisto, auf Europa, und besonders auf Leda wird angespielt, die letzte das eheliche Gemahl eines Menschenmannes genau wie Alkmene es ist, ohne daß diese, vertraulich mit ihrem vermeinten Gatten sprechend, an solchen olympischen Abenteuern sittlich irgend Anstoß nähme, im Gegenteil, v. 1357 ff. Daß sie im eigenen Falle zögert („Nicht Frevel wär's — ?“ vgl. 1337 ff.), steht auf einem andern Blatt (s. u.), belegt aber, daß Kleist den Widerstreit mit dem modernen Bewußtsein genau so empfunden wie seine Kritiker, und noch dazu, wie er ihn abzufangen weiß — stets in der Welt des Als-Ob.

Die Götter als Götter stehen sonach in dieser von allen geglaubten Zauberwelt außerhalb des menschlichen Moralsystems. Nur als Scheinmensch kann Jupiter, und nur für Menschenaugen schuldig werden und Amphitryon Rede und Antwort stehen müssen, ohne daß seine Gottesnatur im Augenblick der Enthüllung darunter litte. Er selber unterscheidet sehr scharf zwischen dem, was er in jener „Truggestalt“ v. 103 getan, und dem, „was ich ewig bin,“ v. 2322. „Menschlich“ wird dadurch erst eine seelisch aufwühlende und dramatisch spannende Auseinandersetzung überhaupt durchführbar; anderseits aber, durch das Negativwerden der menschlichen Qualität, endgültig in der Theophanie und anschließenden Verheißung des Herkules, auch das, was jedem Lustspiel eignet, ein harmonischer Ausgang und Ausklang. Ein eigentümlicher Doppelsinn wird damit erzeugt bei allem, was gesprochen wird und getan, eine Doppelbödigkeit, die für Stil und Stimmung von tiefster Bedeutung ist, „das Antigrave . . . das In-der-Schwebe-Lassen der Motivationen,“ wie es Benno von Wiese mit Lugowski (S. 159) bezeichnet,⁴⁶ sodaß man kausal nichts ganz festnageln darf. Der eigentümliche Reiz der Dichtung, das „Irisieren,“ das Thomas Mann (S. 145) hervorhebt, zwischen Himmelschem und Irdischem ist das erregende und beklemmende Ergebnis. Auch allerlei tiefgründige Untersuchungen über Wahn und Wirklichkeit usw. im *Amphitryon*.

Innerhalb solchen Geschehens haben wir soviel Wahrscheinlichkeit zu erwarten, wie der Stil erheischt, das hat Lessing klargemacht, und die Romantiker haben es gesichert. Wunder sind zugelassen, sogar der Adler Jovis, aber nicht ein griechischer *deus ex machina*, ob von Anfang an im

⁴⁶ Dt. Lit. Ztg., LVIII (1937, 2. T.), 1355.

Spiele oder nicht, der den Knoten der Handlung einfach zerhaut. Daß ein einmal eingesetzter Charakter, ob „menschlich“ oder menschlich, zurecht gebogen wird, bloß weil der Dichter etwas ihn sehr Interessierendes „beweisen“ (sagen wir: symbolisieren) will, ist künstlerisch nicht zulässig. Und darum hat Fricke, trotz seines Apropos zu Thomas Mann, den Nachweis einer *Amphitryon*-Komödie zwar möglich gemacht, aber auch erschwert. Fricke erkennt gegenseitig sich ausschließende Elemente im Charakter des Gottes an (S. 78), meint aber trotzdem (mit Recht), daß an diesem „nicht eine Linie anders gezogen werden dürfte,“ insofern (mit Unrecht) er nur eine „großartige Hilfskonstruktion“ für die metaphysischen Zwecke des Dichters darstelle (S. 79, vgl. S. 93). Lugowski, der seinerseits (S. 147 f.) nicht erörtern mag, wie Kleist diesen „für ihn herrlichsten aller Siege“ herbeiführt (das dramatische Problem), beruft sich auf Fricke. Demgegenüber will scheinen, daß auch die dramatische Rechnung aufgehen muß, oder der *Amphitryon* bleibt ästhetisch bei all seiner seelischen Tiefe und sprachlichen Schönheit minderwertig, eine bloße Szenenreihe, ein Stückwerk, als welches er denn auch vielfach, so seinerzeit von Erich Schmidt wie von Meyer-Benfey und vielen jetzt noch mit oder wider Willen ausgegeben wird. Da wäre nachzuprüfen.

Eins kann auch von der Doppelbödigkeit im Kerne nicht betroffen werden, denn es ist im modernen Drama das eigentliche Fluidum des Geschehens, und das ist die psychologische Motivierung. Mitnichten soll hier, bei Kleist, einem hohlen Psychologismus das Wort geredet werden, aber wäre Jupiter kein lebendiger Charakter, so wäre er einfach nicht da. Selbstverständlich erlebt er an dieser Alkmene, solange er die Maske trägt, ein Schicksal, und zwar eins, ohne welches er uns bei aller Existenzphilosophie uninteressant bliebe. Aber er ist interessant, interessanter, jedenfalls komplizierter als der Molières, denn in diesem Schicksal untersteht er allen Gesetzen menschlicher Regungen, Wollungen und Entschließungen, sowie sie seiner göttlichen Herkunft und seiner allzu menschlichen Lage gemäß sein mögen: nicht als ungrefbarer Schattenriß, als mathematisch Funktion seiner Gegenspielerin, als „Folie“, als Mittel zum Zweck, und auch nicht als Hilfskonstruktion, sondern nur als vollentwickelter, dreidimensionaler Charakter, der noch andre Eigenschaften hat, als die der Fabel gerade vonnöten sind, der existiert, auch wenn er nicht auf der Bühne steht, sondern frei als Gott waltet. Schon um dieser dramatischen Notwendigkeit willen mußte der ganze olympische Hintergrund aufgetan werden, so „öde“ er trotz Here, Artemis und all der andern Göttergestalten auch war, der Blitz in der Nacht, in dessen zuckender Verzeichnung die liebende Frau ein *A* gelesen, v. 1444 f., überhaupt der ganze Religionskomplex (er war doch von Hause aus ein Gott?) war nötig samt dem schwachen Anklang v. 1420 ff. an Johann Daniel Falk,⁴⁷ dessen *Amphitruon* von 1803-04 Kleist selbstverständlich gelesen hatte, und womöglich einige Erinnerungen an griechische und römische Klassiker.

Nur positiv christliche Züge, die sich mit der mythischen Liebesnacht

⁴⁷ S. Meyer-Benfey, *aaO.*, I, 352 f.

doch wirklich nicht vereinen lassen, sind trotz verschiedener Bibelechos nicht nachzuweisen. Daß Alkmenes Frömmigkeit etwas Lutherisch-Gläubiges an sich hat, ändert das nicht. Natürlich wollte und konnte Kleist keine antiken Menschen schaffen, so wenig wie Goethe in der *Iphigenie*. Selbst die Apostrophe des Gottes an sein „süßes, angebetetes Geschöpf“, v. 1569 ff., in der der Autor mit tiefem Bedacht allen Glanz seiner Seele auf das Haupt dieser Alkmene sammelt, ließe sich mit demselben Recht oder Unrecht platonisch verstehen. Die Konzeption des olympischen Gottes, so wie wir sie sonst haben, wird dadurch nicht verschoben, sondern nur sublimiert (s. u.), denn freilich mußte Jupiter wohl vom Mythus aus mit Allmacht angetan sein, oder die Herkules-Verkündigung, die den tiefsten Kleistischen Sinn birgt (wie noch darzulegen ist), wäre hohle Theatralik. Die Worte der Verkündigung selbst, v. 2335 ff., finden sich bekanntlich schon bei Molière deutlich genug vorgebildet.

Und damit sind wir bei dem unvermeidlichen Thema des Kleistischen „Pantheismus“ angelangt, der als Motiv wie als Weltanschauung denkbar unkleistisch ist. Wie es scheint, hat Otto Brahm in den achtziger Jahren zuerst davon gesprochen⁴⁸ und damit alsbald Anklang gefunden. Seit der Jahrhundertwende und besonders seit Meyer-Benfeys Buch liest man überall davon, und auch Thomas Mann (S. 141, 155, 163) glaubt seiner für das himmlische Zwielicht, aber nur dieses, nicht entraten zu sollen. Ein pantheistischer Jupiter wäre allerdings die Negierung der Individuation, und die tiefstinnigsten Mysterien lassen sich, wir wissen es, aus der Gegenüberstellung der beiden Begriffe im Drama herausspinnen, nur keine klare Charaktergestaltung. Fricke (S. 65, 78 ff.) und seine Schüler rechnen für die Deutung schon gar nicht mehr mit dem Motiv. Dagegen hat es Walzel noch 1935 erneut zur Erörterung gestellt, als er „Züge eines monotheistisch gedachten Gottes, nicht nur im Sinne des Christentums, sondern sogar des Pantheismus oder vielmehr Panentheismus“ in Jupiter zu bemerken glaubte (*aaO.*, 1935, S. 279). Jedenfalls handelt es sich um nichts Spinozistisches oder Jakob Böhmesches, das haben vor bereits vierzig Jahren Berthold Schulzes⁴⁹ Quellenforschungen nahegelegt, die Ernst Kayka⁵⁰ eher bekräftigt als, wie er meinte, überflüssig gemacht hat. Anders ausgedrückt: Diese Vorstellungen von einem Allgott sind höchstens für die Tönung von Belang geworden, für die Konzeption nicht. Wollte Kleist um Alkmenes willen den Gott dichterisch steigern, so mochte er u. a. in seiner klassischen Lektüre schon Anregungen finden, ohne sich freilich archäologisch darein zu vertiefen.

Er hatte, von allem Weltanschaulichen abgesehen, in der Tat ein starkes Interesse daran, seinen Jupiter von dem Molièreschen scharf abzurücken, nämlich um einer euhemeristischen Verkennung seiner Grundvoraussetzung vorzubeugen. Dies erhellt aus seiner Eindichtung in die

⁴⁸ Otto Brahm, *Das Leben Heinrichs von Kleist*, Neue Ausgabe, Berlin, 1911, S. 167.

⁴⁹ Berthold Schulze, *Neue Studien über Heinrich von Kleist*, Heidelberg, 1904, S. 22 ff.

⁵⁰ Ernst Kayka, *Kleist und die Romantik: Ein Versuch*, Berlin, 1906, S. 96 f.

sonst dem französischen Text glatt folgenden Verse 1900 ff., wo „Amphytrion“ doppeldeutig verspricht, sich vor der Volksversammlung auszuweisen als „Herr in Theben,“ dem die Gebieterin ebenso zu eigen wie dieses Haus und alles, was darinne ist und dazu gehört, v. 1904-09, d. h. als Gott, aber nicht als Allgott. Wir sehen hier nebenbei, warum Molières traditioneller „général“ bei Kleist immer als Herrscher behandelt werden mußte. Und so findet auch die Anlehnung an Falk ihren Sinn, die bei aller lyrischen Verklärung schließlich Jupiter nur als das zeichnet, was er mythologisch war, als den Himmelsgott, den Kleist auch von Schiller kannte.

Es bleiben aber noch die scheinbar entscheidenden Verse 2296-2300, sowie bestimmte andre, die auf denselben tieferen Gedanken hinauslaufen. Vielleicht wäre ohne diese z. B. die Falk-Stelle nie so pantheistisch empfunden worden, und umgekehrt. Soviel sei zugegeben. In Wirklichkeit haben beide nichts miteinander gemein, außer der Anschauung, daß Jupiter der Herr der Welt ist, denn die eine schildert die Naturgottheit in ihm, die andern wiederholen volltonend nur, was wir schon wissen: daß er als solcher jede gewünschte Gestalt annehmen kann. Statt die fünf Verse wie üblich aus ihrem Zusammenhang herauszuheben, hat man sie nur auf das zu beziehen, was sie unmittelbar ausgelöst hat, nämlich des Gottes nach v. 2281 unfaßliche Behauptung, er — auch er — sei Amphytrion, v. 2293. Von Jupiter aus gesehen, dem Sprecher, bedeuten und betonen sie nur, daß er sich in diesen Amphytrion verwandeln kann: genau so, wie er sich in alles andre verwandeln könnte, „Argatiphontidas . . . und Griechenland . . . und was da war, was ist, und was sein wird,“ nicht aber, daß er dies alles im Sinne des pantheistischen Gottesbegriffs simultan und momentan tatsächlich wäre. Ein allmächtiger Gott (und soviel Allmacht stand Jupiter schon mythologisch zu) ist noch kein Allgott, oder wie erklären wir uns den Plural „die Allmächt'gen“ v. 1401, die gleich danach auch die Allwissenden und Allgegenwärtigen heißen, ein *pluralis majestatis* hilft dem nicht ab. Auf gefühlshaltige Steigerung kam es dem Dichter an, nicht begriffliche (wie auch aus dem unmittelbaren Übergang von v. 1571 ff. zu v. 1576 ff., vom Schöpfer zum Olympier hervorgeht), und darüber hinaus, an unsrer Stelle: auf die Allmacht, d. h. die Zaubermacht des Gottes, proteisch mit allem, was da ist, identisch werden zu können, und so auch mit diesem Fürsten der Thebaner: auf die Grundvoraussetzung des ganzen Geschehens, wie sie Fricke (S. 88 u. ö) für seine Zwecke überzeugend herausgearbeitet hat. Gerade die war hier gegen Ende noch einmal hervorzuwölben, da sie allein, wie beim Alkmene-Problem darzutun sein wird, den Schlüssel zur letzten Lösung bietet, ganz in Einklang mit v. 1268 und allen ähnlichen: „Wer wäre außer mir, Geliebte?“, nämlich für dich — d. h. „Amphytrion.“ Daß sich auch der biblische Anhauch der esoterischen, mystisch-schimmernden Formel nunmehr in nichts verliert, sei nicht übersehen, ebenso wie der Umstand, daß sie dem Dramatiker die technisch sehr erwünschte Möglichkeit schaffte, die letzte drastische Offenbarung, durch den Adler Jovis, noch etwas hintanzu-

halten. So greift bei Kleist alles ineinander. Keineswegs aber wollte er sozusagen vermittels eines simplen metaphysischen Rechenexempels, dessen Widersinnigkeit von Groß und Klein oft genug verurteilt worden,⁵¹ nicht nur Jupiters Betrug, sondern die Basis seiner Dichtung schlechthin aufheben. „Du bist der große Donnerer“: als solchen, wie er sich selbst v. 1336 genannt, erfaßt ihn hernach Amphitryon; für den frommen Glauben, auch Alkmenes, ist mythisch alles andre darin miteinbeschlossen.

Somit bleibt vorderhand, d. h. der Konzeption nach, von der vielberufenen Uneinheitlichkeit des Gottes nicht viel Belastendes übrig. Kleist konnte nicht ahnen, was die Germanistik kommender Tage einmal vom Pantheismus Goethes und Schellings zu melden haben würde, und alle Spekulationen, die von seinem „Allgott“ ausgehen, sollten damit, so bestechend sie sind, ein Ende haben. Sie sind ein fast zwangsläufiges Korrelat jeder mehr oder minder mystischen, auch tragischen Deutung. So handelt Badewitz⁵² von „dieser zusammengeflickten Gottheit,“ dieser „buntscheckigen Jupitergestalt“ usw.⁵³ Eine gewisse Verschiebung tritt unter Fricke Einfluß ein, soweit man ihn versteht.⁵⁴ So sieht Semela (S. 50) in dem Gott „im tiefsten Sinn nur ein Mittel“ zum Zweck, ähnlich Clara Kuoni (S. 150), während Lugowski, wie erwähnt, die „Hilfskonstruktion“ übernimmt (S. 148), und sich bei Hohoff „der oft gerügte Mangel . . . als Positivum entpuppt“ (S. 19 f.). Der „Mangel“ besteht in Wahrheit in nichts anderm als jener aus der Überschneidung des Mythischen mit dem Menschlichen sich ergebenden, vom Dichter intentionierten Doppelbödigkeit. Heimreich (S. 87 ff.), dem diese Anschauung fehlt, bemüht sich trotz Fricke vergebens um den Gott. Wir lesen neuerdings von der „mysterious inconsistency of Jupiter, who is both individual and all pervasive,“ zugleich „a human god with human desire and individual existence . . . [and] all things, the world, fate [!], present, past, and future“: ein Kleistisches Symbol für die „mysterious inconsistency of the world.“⁵⁵

Nach allem Gesagten ist die Außerachtlassung der Grundvoraussetzung des Spiels, des Als-Ob, der Doppelbödigkeit die reichste Quelle der Mißverständnisse. Aber auch innerhalb der reinen Gottesvorstellung gab es manche Linien schärfer zu ziehen, andre zu tilgen. Was bleibt, ist vornehmlich eine Auseinandersetzung mit Jupiter dem Schein-Menschen, wobei die Qualität seiner Göttlichkeit natürlich immer mit hineinspielt. Eine glaubhafte Rückverwandlung des ambrosischen Abenteurers in eine auch uns Achtung abnötigende Persönlichkeit, die, wenn auch nur im Als-Ob, belohnen darf, das war das Problem, das Kleist in der Motivierung zu bewältigen hatte.

⁵¹ S. Meyer-Benfey, *aaO*, I, 342, 353.

⁵² Hans Badewitz, *Kleists „Amphitryon“*, Halle a. S., 1930, S. 76 ff.

⁵³ Vgl. John Blankenagels Besprechung, *JEGPh*, XXXI (1932), 439; auch dessen Buch, *The Dramas of Heinrich von Kleist*, Chapel Hill, 1931, S. 95 ff.

⁵⁴ Vgl. z. B. I. Rouge, *Revue Germanique*, XXI (1930), 222 f.

⁵⁵ Sten Flygt, „Kleist's Struggle with the Problem of Feeling,“ *PMLA*, LVIII (1943), 519 f.

Wie oben bemerkt: Selbstverständlich erlebt dieser Jupiter an dieser Alkmene ein Schicksal. Für alle dramatischen Zwecke ist er ein Mensch von Fleisch und Blut, in dessen Seele wir uns einfühlen, an dessen Glück und Unglück wir teilhaben oder auch uns weiden können. Nur als solchen Charakter, dessen heimliche Zauberkraft, ja Allmacht uns vertraut ist, den Mitspielenden aber nicht, können wir ihn studieren, wie er vor uns steht. Wer darüber rückgreifend Mitleid oder Abscheu aufzubringen sucht für den freundlosen Weltenmeister, dem es zu öde wurde auf dem Olymp, kommt kritisch in eine hoffnungslose Lage, ganz gleich, was er als Anlaß der Erdenreise ansprechen möchte.

Vielleicht ließe sich eine Jupiter-Tragödie, an dessen Alkmene-Erlebnis, geheftet, denken, aber keine, die auf einem zukunftsrohen, weltbejahenden Zeugungsmythus basiert ist, und das wird auch Kleist bei Sichtung des Stoffs bemerkt haben: Herkules ist mythologisch primär, eine Alkmene ohne Herkules ein Unding, aber eine Alkmene mit Herkules ist keine Tragödie, mindestens nicht für Jupiter. Und doch gilt dieser Jupiter weithin als „von Tragik umwittert“ (Witkop, *aaO.*, S. 105), da er „das tragische Geschick des Höhenmenschen“ erfährt,⁵⁶ was Dorr (S. 41) weiter ausführt, wenn er von der „glühenden Sehnsucht des Erlösung begehrenden Gottes,“ von der „tragischen Erkenntnis seiner Isolierung“ u. m. dergl. spricht. So handelte schon Walter Muschg (S. 165) mystisch-logisch vom „Pantragedie“ des *Amphitryon*, und auch Ayrault, der in künstlerischen Motiven denkt und Walzel nahesteht, erblickt (S. 473) in dem leidenden Gott mit Hinsicht auf v. 1512: „Verflucht der Wahn, der mich hieher gelockt,“ einen „héros tragique,“ wenigstens sekundärer Art. Schon der Text widerlegt solche Auffassungen.

Umgekehrt erkennen auch jene Kritiker die Voraussetzungen und die Absichten des Dichters, die mit Walter Silz⁵⁷ und Badewitz (S. 81) in dem olympischen Ehebrecher nichts als einen ausgepeichten Bösewicht wahrzunehmen vermögen, keinen Gott, einen Teufel – einen allmächtigen Menschen. Man kann es sich nicht klar genug machen: Da das ganze Erlebnis der Alkmene und des Amphitryon nur im Mythus möglich ist, hat, was der Gott auch tut, keine menschlich verbindliche Realität, und keinerlei Entrüstung über den gewissenlosen Verführer trifft das, was der Dichter hat sagen wollen. Wir haben eine vollkommene Illusion, ja, und zwar kraft des Mythus, aber nur wenn wir uns dieser Illusion ebenso vollkommen bewußt sind, können wir das Bühnengeschehen sowohl zergliedern wie genießen, als ob es Realität wäre.

Nur in der Hinsicht hat die Gegenpartei recht, daß wir zweifelsohne in dem ganzen Scheinkampf keinen Augenblick auf Seiten Jupiters stehen können, sondern, wenn er ein wirklicher Mensch wäre, seine Entlarvung und Bestrafung verlangen müßten. Sollten wir etwa mitleiden bei der Niederlage dieses sophistischen Lüstlings? Denn das ist er, als Schein-

⁵⁶ Joseph Collin, *aaO.*, S. 84; s. auch denselben, Zs. f. Dtkde, XL (1926), 795.

⁵⁷ Walter Silz, *Heinrich von Kleist's Conception of the Tragic*, Göttingen and Baltimore, 1923, S. 35.

mensch unserm Urteil unterworfen, noch im Morgengrauen. Eine edle Frau wird „schmählich hintergangen,“ gleichviel durch welche Zauberei. Diese für unser Gefühl durchaus untragische Schuld war, anders als bei Molière, auf keinen Fall zu bemänteln oder zu beschönigen, sie heischte Sühne und Buße, Strafe und Wiedergutmachung: in der Welt des Als-Ob, die die eigentliche Reue ausschloß.

Was Kleist seinem Alkmene-Problem gegenüber dramatisch zu gestalten hatte, war, kahl ausgedrückt, das Bild eines verunglückten Verführungsversuchs; Verschuldung und Bestrafung des Verführers bildeten von vornherein eine innere Einheit, die ihre Komik in sich trägt. Diese Komik mußte jedoch so entwickelt werden, daß sie sich rechtzeitig innerlich und äußerlich überwinden ließ in Hinblick einerseits auf eine ironische Generalabrechnung mit dem Friedensstörer, anderseits auf das Herkulesmotiv, das nicht so nebensächlich ist, wie Fricke uns glauben machen möchte. Bei alledem mußte der Gott in dem zu bestrafenden Scheinmenschen stets durchschimmern, ohne an seinem Wesen als Gott unheilbaren Schaden zu nehmen, da dieses für die Auflösung des Ganzen mythisch unbedingt gefordert war. Kurz gesagt: Die Jupiterkomik war durchweg mit sokratischer Ironie zu behandeln. Man darf wohl der Meinung sein, daß Kleist seine Aufgabe, indem er Kühnstes wagte, virtuos gelöst hat.

(*To be continued*)



KLEIST UND GOETHE

BERNHARD BLUME
Ohio State University

I

Es gibt in der deutschen Geistesgeschichte, mit der Ausnahme von Luther und Erasmus, schwerlich eine Beziehung zweier großer Männer, die so sehr zur Stilisierung ins absolut Gegensätzliche verlockt, wie die zwischen Kleist und Goethe. Längst hat man sich daran gewöhnt, in dieser Begegnung mehr zu sehen als das erfolglose Werben eines ehrgeizigen, kaum bekannten Talents um literarische Anerkennung durch die unbestrittene Größe. Die „auf den Knie des Herzens“ dargebrachte *Penthesilea* und ihre höfliche Zurückweisung,¹ die verunglückte Krug-Aufführung und die ihr folgenden Invektiven sind Ereignisse, die ihren vollen Sinn vielmehr erst dann bekommen, wenn man sie heraushebt aus der Sphäre des literarischen Wettkampfes und sich der überpersönlichen Kräfte und Ideen bewußt wird, die hinter ihnen am Werk sind.

An sich zwar ist Kleists „vermessenes“² Wort vom Olympier, dem er die Lorbeeren von der Stirn reißen wolle, um kein Haar vermessener als Schillers Bemerkung zu Körner, daß es ihn unglücklich machen würde, öfters um Goethe zu sein, und daß er Goethe betrachte wie eine stolze Prüde, der man ein Kind machen müsse, um sie vor der Welt zu demütigen.³ Man darf sich deshalb wohl fragen, warum im Falle Kleist so ganz unmöglich war, was Schiller trotz seiner „Brutus-Gefühle“ doch gelang: aus einer beinahe feindseligen Haltung heraus zur Verständigung, ja selbst zum Bündnis zu kommen. Schuld war nicht, daß Kleist, woran kein Zweifel ist, die Geduld und die diplomatische Biegsamkeit nicht besaß, über die Schiller in so reichem Maße verfügte, noch, daß Goethe das große Talent Kleists verkannt, oder gar vorsätzlich unterdrückt hätte.⁴ Im Gegenteil, das Talent zu fördern war ja gerade seine Absicht, als er

¹ S. Kleists Brief vom 24. Januar 1808 und Goethes Antwort vom 11. Februar 1808. – Es ist im übrigen nicht ohne ironischen Reiz, zu sehen, daß Goethe den Kleistschen Ausdruck rund dreißig Jahre früher selbst gebraucht hat, und zwar Herder gegenüber. „Deine Art,“ schreibt er in einem Brief vom Mai 1775, „. . . nicht etwa aus dem Kehrigt Gold zu sieben, sondern den Kehrigt zur lebenden Pflanze umzupalingen-sieren, legt mich immer auf die Knie meines Herzens.“

² Erich Schmidt in der Einleitung zu Kleists Werken, 2. Auflage, 1936, Bd. 1, S. 38.

³ Brief an Körner, 2. Februar 1789.

⁴ Vgl. u. a. Sofie Lazarsfeld, „Kleist im Lichte der Individualpsychologie“, *Jahrbuch der Kleist-Gesellschaft* 1925/26, S. 127 ff.: „. . . wie Goethe seine überlegene Stellung dazu benutzt hat, ein aufstrebendes Genie zu hemmen und zu unterdrücken, und zwar . . . aus tiefer, wenn auch unbewußter Angst vor diesem dramatischen, einzigartigen Genie, dessen von ihm selbst nicht erreichbare Größe er sehr wohl empfand . . . und darum mit instinktiver Treffsicherheit vernichtete . . . Goethe, dem versagt war, sich einem Größeren zu beugen, mußte ihn zerstören . . . ein so hochgezüchteter Egoismus, wie Goethe ihn besaß usw.“ – S. a. Gertrud Prellwitz, „Heinrich von Kleist und Goethe“, *Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft* 8, (1921) und John Charles Blankenagels Besprechung der ähnlichen Tendenzen verfolgenden Kleistbiographie von Emilie und Georges Romieu, „Goethe and Heinrich von Kleist. A misrepresentation“, *Modern Language Notes*, 1933, S. 17-20.

den *Zerbrochenen Krug* aufführte, obwohl die „verfluchte Unnatur“ des Verfassers ihm schon damals zuwider sein mußte,⁵ genau so wie er dem Talent des ihm unsympathischen Schiller die Professur in Jena verschaffte, und den Menschen von sich fernhielt.

Man hat es Goethe vorgeworfen, daß er sich zweitrangiger Begabungen oft so freundlich annahm und die überragende Kraft Kleists zurückstieß. Die Antwort darauf ist: gerade weil sie die geringeren Begabungen waren, war das möglich, gerade weil Kleist so viel stärker war, mußte Goethe sich hüten. • Was es freilich zu schützen galt, war nicht Goethes literarische Geltung, sondern seine menschliche Bildung und die Überzeugungen, auf denen sie beruhte. Goethe hat es übrigens bei einer späteren Gelegenheit selbst ausdrücklich abgelehnt, sich gegen Produktionen anderer „urteilend“ zu verhalten, — und das heißt natürlich ästhetisch urteilend, „gerecht“ urteilend, — und hat das Recht in Anspruch genommen, sich statt dessen „aufnehmend oder ablehnend“ zu verhalten, womit er, wie er bezeichnend hinzusetzt, sich „des eigentlichen Frauenrechts bediene.“⁶ Dies instinktive Wissen darum, was seiner eigenen Natur und der Richtung seines Lebens zuträglich oder abträglich war und was demnach aufzunehmen oder abzulehnen war, ist deshalb für sein Verhältnis zu Kleist entscheidend.

In diesem Einen, Entscheidenden aber sind sich Goethe und Kleist völlig gleich: im Wissen, oder im Gefühl nämlich, daß es in der Kunst im letzten nicht auf die Betätigung von Fähigkeiten ankommt, sondern auf die Gestaltung von Lebensformen. Die „Begabung“ ist nur das Mittel dazu. Wenn also ein Dichter dem andern begegnet und sich zu ihm hingezogen fühlt, so nicht deshalb, weil der andere auch dichtet, und sich beide sozusagen als Brüder derselben Gilde erkennen, sondern weil ihr Lebensgefühl und ihr Wertbewußtsein verwandt sind. Und umgekehrt, daß Tolstoi etwa, in einer gewissen Epoche seines Lebens, Shakespeare abgelehnt hat, ist sinnvoll und folgerichtig; viel sinnvoller als das Erstaunen des Betrachters, der sich wundert, wie so völlig Tolstoi Shakespeare mißverstehen konnte, und der selbstverständlich die Schönheiten beider gleichermaßen genießen kann. Daß Tolstoi den Shakespeare nicht genießen kann, liegt aber daran, daß er Shakespeare viel wichtiger nimmt als der normale Leser; für ihn nämlich ist Shakespeare nicht ein Kompendium ästhetischer Reize, sondern eine ungeheuer drohende Lebensmacht.

Aus ganz dem gleichen Grunde scheinen nun auch Goethe und Kleist wirklich unversöhnlich gegeneinander zu stehen: Gegensätze nach Herkunft und Ziel, grundverschieden im Glauben und Wissen. Sie sind sich fern wie Frankfurt am Main und Frankfurt an der Oder, wie der deutsche Südwesten mit seinem römischen Erbe, mit der Heiterkeit von Rhein und Main, und der deutsche Nordosten, die preußische Grenzmark in der Kargheit ihres kolonialen Bodens. Umhegt und umsorgt wächst der eine auf als Sohn reichsstädtischer Patrizier, früh verwaist der andere als

⁵ Goethes *Gespräche*, hrsg. von Biedermann, Bd. 2, Leipzig 1909, S. 387.

⁶ Brief an C. L. F. Schultz, 13. Sept. 1820.

Nachkomme preußischer Offiziere. Und wenn dem einen, in seinen bildsamsten Jahren, die Verse Voltaires und Corneilles vom französischen Theater seiner Heimatstadt in die Ohren klingen, so dem andern auf den Kasernenhöfen Preußens der rauhe Ton des Exerzierreglements. In einer Einzelheit ihrer physischen Struktur hat übrigens Kleist den Gegensatz selbst einmal zur Sprache gebracht, in einem Brief an Marie von Kleist, wo er von dem Dichter spricht, der alle seine Gedanken über die Kunst, die er übt, auf Farben bezogen habe, womit er Goethe meint, und dem er nun sich selber gegenüberstellt als musicalischen Typus, dem der „Generalbaß“ die wichtigsten Aufschlüsse über sein ~~Kunst~~ gegeben habe.⁷

Immer wieder hat man ihre Gegensätzlichkeit in den letzten Fragen des Daseins betont. Da ist Goethe, der beharrliche Diener des Lebens, der unablenkbar die Ideen von Wachsen und Werden umkreist, und für den selbst der Tod nur ein Kunstgriff der Natur ist, viel Leben zu haben,⁸ und auf der andern Seite Kleist, der dithyrambische Verherrlicher des Todes, für den „das Leben nichts Erhabeneres hat als nur dieses, daß man es erhaben wegwerfen kann.“⁹

Derselbe Gegensatz, der im Ideellen besteht, erstreckt sich bis in die geringsten Einzelheiten, wird sprachlich sichtbar in der Wahl der Bilder und Motive. Im Alter von vierundzwanzig Jahren schreibt Goethe jenen Hymnus „Mahomets Gesang“, der sich anhört wie eine Abbreviatur seines eigenen Lebens, eine symbolisch vorausgefühlte Selbstbiographie. Das Strömende und Drängende, Fruchtbarkeit und Führertum, Geduld und Gläubigkeit, das ganze unablässige Wachstum des Goetheschen Lebens ist hier im Bild vom Fluß aufs großartigste Gestalt geworden.

Im gleichen vierundzwanzigsten Lebensjahr und mit demselben programmatischen Bestreben greift auch Heinrich von Kleist nach dem Gleichnis des Flusses, um sein Lebensgefühl auszudrücken. Aber wenn es für Goethe im Bild des Flusses auf die Bewegung ins Breite und Große ankommt, so ist es für Kleist die Bewegung nach abwärts, die ihn bestimmt: Fallen und Sinken. „Ach,“ schreibt er an Adolphine von Werdeck, „das Leben des Menschen ist, wie jeder Strom, bei seinem Ursprunge am höchsten. Es fließt nur fort, indem es fällt — In das Meer müssen wir alle — Wir sinken und sinken, bis wir so niedrig stehen, wie die Andern, und das Schicksal z w i n g t uns, so zu sein, wie die, die wir verachten —“¹⁰

So wenig bedeutet an sich das Bild, das ein Dichter ergreift, und so viel das Gefühl, mit dem es ergriffen, und der Lebenszusammenhang, in den es gestellt wird. Aber auf diesen Lebenszusammenhang kommt es an. Und deshalb muß man sich klar machen, daß große Dichter nicht nur Sprachgestalter sind, nicht nur Erfinder von Handlungen und Schöpfer von Figuren, sondern Lebensdeuter, und daß somit Goethe mehr gewesen ist als der bedeutendste deutsche Dichter, nämlich der letzte große Geist,

⁷ Brief vom Mai 1811.

⁸ „Fragment über die Natur“. *Sämtliche Werke*, Jubiläums-Ausgabe, Bd. 39, S. 5.

⁹ An Ulrike, 1. Mai 1802.

¹⁰ Brief vom 28. Juli 1801.

der, einer Krise gegenüber, die schleichend und fressend das geistige und moralische Leben Deutschlands zerstört hat, noch einmal eine umfassende Lösung gefunden hat. Die geschichtliche Wirkung von Goethes Lebenswerk und der Widerstand, auf den es stößt, bekommen dann freilich eine Bedeutung, die weit über das Ästhetische hinausgeht; die Goethe-Nachfolge Stifters und die Goethe-Gegnerschaft Kleists sind Ereignisse, die höchstens an der Oberfläche sich in literarischer Sphäre abspielen. Goethes Wirkung müßte sich, in solchem Zusammenhang gesehen, nicht nur in der Geschichte des Bildungsromans aufzeigen lassen, sondern im Schicksal der ganzen Nation. Aber gerade wenn man wirklich ernst macht mit einer solchen Auffassung, kommt man zu merkwürdigen und unerwarteten Ergebnissen.. Er könnte sich dann leicht zeigen, daß Nietzsche nicht unbedingt Unrecht hatte, als er Goethe in der Geschichte der Deutschen „einen Zwischenfall ohne Folgen“ nannte. Und wenn derselbe Nietzsche sich fragt, wer wohl imstande wäre, in der deutschen Politik der letzten siebzig Jahre ein Stück Goethe aufzuzeigen, und auf diese Frage keine Antwort findet, so heißt das eben nichts anderes als daß Goethe keine wirkliche Lebensmacht unter den Deutschen geworden ist, daß ein tragisches Unverhältnis besteht zwischen dem literarischen Ruhm, der Goethes Lebenswerk so verschwenderisch zuteil geworden ist, und der moralischen und erzieherischen Wirkungslosigkeit, zu der dies selbe Lebenswerk verdammt worden ist. Die Bürgerfestigkeit und Bürgertüchtigkeit von *Hermann und Dorothea*, die soziale Bewußtheit der *Wanderjahre*, das „freie Volk auf freiem Grund“ des letzten Faust, erscheinen uns heute, unter dem Eindruck von drei Jahrzehnten schrecklicher und selbstmörderischer deutscher Wirklichkeit als großartig-vergebliche Träume eines einsamen alten Mannes. Nicht die Größe der Goetheschen Lebensleistung ist damit in Frage gestellt, nur ihre Folgenlosigkeit beklagt.

Genau so aber wie Goethe uns heute unter dem Druck der Ereignisse in einem neuen Licht erscheint, genau so erzwingt die Figur des mächtigsten Gegners, den Goethe zu seinen Lebzeiten fand, und dies ist Kleist, ihre Umwertung. Immer klarer zeigt sich, daß der wahrhaft Einsame und Abseitige unter diesen zweien nicht der war, der immer dafür gehalten worden ist, daß nicht Kleist die „Ausnahme“ in der deutschen Geistesgeschichte darstellt, sondern Goethe.

Kleists hastiges Leben aber, das in knapp vierunddreißig Jahren auf unheimlich-symbolhafte Art den Ablauf von beinahe zwei Jahrhunderten durchrast, erscheint uns heute wie eine Abbreviatur des deutschen Wegs in den Abgrund überhaupt. Denn Kleist beginnt noch mit den Idealen der Aufklärung; durchlebt dann, ähnlich wie der junge Goethe und der junge Schiller, wenn auch auf eigene Art, die Gefühlsrevolte des Sturm und Drang; scheitert; läßt den deutschen Idealismus weit hinter sich; stürzt sich in den Nihilismus einer viel späteren Epoche und nimmt zuletzt das Endergebnis eines jahrhundertelangen Säkularisationsprozesses vorweg, indem er den aus der religiösen Bindung entlassenen oder entlaufenen Ein-

zernen wieder in ein absolutes Verhältnis zurückführt und ihn dem unbedingten Anspruch des Staates unterstellt.

Was Goethe dem entgegengestellt hat, ist im Ganzen nicht nachgelebt worden. Es ist die mühsam erkämpfte Absage an die Lockungen des Abgrunds, und die tragisch versäumte, doch unüberhörbare Mahnung, demütig und entsagungsvoll dem Leben zu dienen.

So dankbar es nun, solchen Gedankengängen folgend, auch erscheinen mag, in der Vergleichung Kleists und Goethes Antithese auf Antithese zu häufen, und beide gleichsam als menschlich-dichterische Urtypen einander gegenüberzustellen, so überraschend ist es, bei genauerem Zusehen festzustellen, daß bei aller Gegensätzlichkeit Ähnlichkeiten in Anlage, Thematik und historischer Aufgabe bestehen, die die Betrachtung außerordentlich komplizieren und überdies bisher nur ungenügend untersucht worden sind. Betrachtet man das Ganze ihrer Lebensbahnen, und vor allem das Ende, so wird man allerdings geneigt sein, die Gegensätze zu betonen, richtet man jedoch den Blick auf Anfang und Anlage und auf die geistesgeschichtliche Situation, in die sie sich gestellt finden, so ergeben sich wesentliche Berührungen. Der wachsende Abstand von einer Epoche und ihren repräsentativen Gestalten hat ohnedies die Tendenz, gemeinsame Grundlagen und Voraussetzungen selbst der verschiedenartigsten Geister stärker sichtbar zu machen, und genau so wie Aufklärung und Sturm und Drang oder Klassik und Romantik heute längst nicht mehr die absoluten Antithesen sind als die sie noch vor einer Generation erschienen, so rücken auch, aus größerer Ferne betrachtet, die Gegner Kleist und Goethe in mancher Hinsicht näher aneinander.

Entscheidend für beide und durchaus nicht selbstverständlich für jeden Künstler ist, daß sie das Leben höher stellen als die Kunst. Das Wort Goethes: „Ich achte das Leben höher als die Kunst“ hat Geltung auch für Kleist; und es ist zwar als Tadel gedacht, aber es trifft durchaus den Kern von Kleists Existenz, es ist nur die negative Fassung desselben Gedankens, wenn Tieck von Kleist, im Hinblick auf sein unglückliches Leben bemerkt, daß ihm die Phantasie auf keine Weise den Verlust der Wirklichkeit ersetzen konnte.¹¹

Was sich in Kleists hartnäckiger Idee eines „Lebensplanes“ ausdrückt, ist nichts als das elementare Bedürfnis, vor allem andern zunächst sein eigenes Leben in Ordnung zu bringen. Goethe hat das die „Forderung des Tages“ genannt. Und wenn Kleist erklärt, wir können „nur für die Quadratrute leben, auf welcher, und für den Augenblick, in welchem wir uns befinden,“¹² so spricht er eben von dieser Forderung des Tages.

Beide, Kleist und Goethe, stehen ihrem Dasein gegenüber als einer einmaligen, konkreten und ganz individuellen Aufgabe, die nur von ihnen selbst gelöst werden kann, und in der niemand ihnen helfen kann, und von dieser einmaligen, konkreten und ganz individuellen Aufgabe und von nichts sonst handelt auch ihre Dichtung. Chr. G. Körner hat sich

¹¹ Kleists *Gespräche*, herausgegeben von Biedermann, Leipzig o. J., S. 18.

¹² An Wilhelmine, 15. August 1801.

einmal gegen die *Hermannsschlacht* gewendet, weil sie auf die Zeitverhältnisse Bezug habe, und hat dabei seine Abneigung dagegen ausgedrückt, „daß man seine Dichtungen an die wirkliche Welt anknüpft. Eben um den drückenden Verhältnissen des Wirklichen zu entgehen,“ erklärt Körner, „flüchtet man sich ja so gern in das Reich der Phantasie.“¹³ Aber in diesem Sinne ist weder Kleist noch Goethe jemals in das Reich der Phantasie geflüchtet. Die *Hermannsschlacht* macht es vielleicht besonders deutlich, aber jedes einzelne Werk Kleists – und Goethes – ist genau so mit der Wirklichkeit verknüpft, und sucht ihr nicht zu entgehen, sondern sie zu bewältigen.

Kleist hätte wie Goethe von sich sagen können, daß er nur gedichtet habe, was ihm auf den Nägeln brannte, wie Goethe hätte er sagen können, Poesie sei Gehalt des eigenen Lebens, wie bei Goethe fielen bei ihm Sein und Dichten zusammen. Das ist, wie das Beispiel vieler Romantiker gezeigt hat, keine Selbstverständlichkeit. Beider, Kleists wie Goethes, Sein aber war bestimmt vom Pramat des Handelns.

Wenn Kleist zustimmend den Lebensgrundsatz seines Freundes Brokkes aufgreift, daß Handeln besser sei als Wissen,¹⁴ so ist das durchaus im Sinne Goethes, wie er in den „Maximen und Reflexionen zur Natur- und Wissenschaftslehre“ erklärt, „daß man auf diesen höheren Stufen nicht wissen kann, sondern tun muß.“¹⁵ „Auch in Wissenschaften kann man eigentlich nichts wissen, es will immer getan sein,“ sagt Goethe weiter,¹⁶ ja mit einer kühn metaphorischen Wendung bezeichnet der Naturforscher selbst die Farben noch als „Taten des Lichts, Taten und Leiden.“¹⁷

Und wenn Kleist ausruft: „O hätten alle, die gute Werke geschrieben haben, die Hälfte von diesem Guten getan, es stünde besser um die Welt,“¹⁸ so ist das im Grunde nichts anderes wie die Belehrung, die Wilhelm Meister zuteil wird: „Die Worte sind gut, sie sind aber nicht das Beste. Das Beste wird nicht deutlich durch Worte. Der Geist, aus dem wir handeln, ist das Höchste.“¹⁹

Man braucht das alles nicht im einzelnen zu belegen, zu evident ist in Goethes ganzem Leben der „immer tätige, nach innen und außen fortwirkende poetische Bildungstrieb,“ den er selbst in der berühmten Selbstschilderung von 1797 als „Mittelpunkt und Base seiner Existenz“ bezeichnet hat.²⁰ Genau dies Goethesche Lieblingswort „Bildung“ kehrt nun auch beim jungen Kleist unaufhörlich wieder. Daß er an seiner Bildung arbeite, schreibt er seinem Lehrer,²¹ wie bildend ihr Umgang ihm sei, be-

¹³ Kleists *Gespräche*, S. 159.

¹⁴ An Wilhelmine, 13. Januar 1801.

¹⁵ *Werke*, Jubiläums-Ausgabe, 39, S. 61.

¹⁶ *Ibid.*, S. 60.

¹⁷ „Vorwort zur Farbenlehre“, *Werke* 40, S. 61.

¹⁸ An Wilhelmine, 15. August 1801.

¹⁹ *Werke*, 18, S. 259 f.

²⁰ *Werke*, 25, S. 277.

²¹ An Martini, 18. März 1799.

teuert er seiner Schwester,²² Bildung scheint ihm „das einzige Ziel, das des Bestrebens . . . würdig ist“²³ und wenn es nicht schon Goethes Wilhelm Meister gesagt hätte, so könnte es sehr wohl Kleist gesagt haben: „Mich selbst, ganz wie ich da bin, auszubilden, das war dunkel von Jugend auf mein Wunsch und meine Absicht.“ Genauer: Kleist sagt es nicht, er tut es. Mit nur wenig Übertreibung kann man sagen: der junge Kleist lebt, was der junge Goethe dichtet. Er tut in seiner Sphäre genau dasselbe, was Wilhelm Meister in der seinen tut. Und wenn Wilhelm Meister das soziale Milieu und den Beruf aufgibt, in den er gestellt worden ist, den Kaufmannsberuf, um sich statt dessen zu einem Menschen auszubilden, so tut Kleist genau dasselbe mit dem Soldatenberuf. „Sieben unwiederbringlich verlorene Jahre“ sind somit diesem Abkömmling preußischer Soldaten die Jahre, die er dem Soldatenstand gewidmet hat,²⁴ emphatisch erklärt er, daß dieser Stand ihm verhaßt sei, daß er die Wunder militärischer Disziplin verachte, daß Soldaten für ihn Sklaven seien, und daß sein Regiment ein „lebendiges Monument der Sklaverei“ für ihn bedeute.²⁵ Das klingt wahrhaftig nicht nach preußischer Tradition, sondern eher wie des Aufklärers Lessing herbes Wort von Preußen als dem „sklavishesten Land von Europa“²⁶ und viel näher als der Geist seiner junkerlichen Vorfahren stehen dem jungen Kleist in diesem Augenblick der bürgerliche Geist des Zeitalters und die Worte, mit denen ein anderer Offizier das preußische Heer verläßt: „Die Dienste der Großen sind gefährlich, und lohnen der Mühe, des Zwanges, der Erniedrigung nicht, die sie kosten. . . Ich ward Soldat, aus Parteilichkeit, ich weiß selbst nicht für welche politische Grundsätze, und aus der Grille, daß es für jeden ehrlichen Mann gut sei, sich in diesem Stande eine Zeitlang zu versuchen, und sich mit allem, was Gefahr heißt, vertraulich zu machen, und Kälte und Entschlossenheit zu lernen. Nur die äußerste Not hätte mich zwingen können, aus diesem Versuche eine Bestimmung, aus dieser gelegentlichen Beschäftigung ein Handwerk zu machen. Aber nun, da mich nichts mehr zwingt, nun ist mein ganzer Ehrgeiz wiederum einzlig und allein, ein ruhiger und zufriedener Mensch zu sein.“ Und ganz wie Lessings Tellheim steht auch Kleist der Tonfall beleidigten Stolzes zu Gebote: „Wenn er (der König) meiner nicht bedarf, so bedarf ich seiner noch weit weniger;²⁷ ja, radikaler noch als Tellheim weiß er sich bereit, „dem ganzen prächtigen Bettel von Adel und Stand und Ehre und Reichtum“ zu entsagen. Dies ist die Zeit, in der Kleist sein Adelsprädikat aufgibt und seine Briefe einfach Heinrich Kleist unterzeichnet, die Zeit, in der er sich weigert, ein Amt zu nehmen, sich weigert, ein bloßes Werkzeug zu sein und Interessen zu dienen, die er mit seiner Vernunft nicht prüfen darf. Doch auch der gleichaltrige Goethe bezweifelt, als Kestner ihm

²² An Ulrike, Mai 1799.

²³ An Wilhelmine, 22. März 1801.

²⁴ An Ulrike, Mai 1799.

²⁵ An Martini, 19. März 1799.

²⁶ An Nicolai, 25. August 1769.

²⁷ An Ulrike, 25. November 1800.

von der Möglichkeit einer staatlichen Anstellung spricht, daß er je „politische Subordination“ lernen könne: „Ich bin von jeher gewohnt, nur nach meinem Instinkt zu handeln, und damit könnte keinem Fürsten gedient sein.“²⁸

Es ist nicht eben gerecht, dem jungen Wilhelm Meister mit Wohlwollen auf seine Bildungsreise zu folgen, bewundernd und ergriffen zusehen, wie Faust Beruf, Sicherheit und bürgerliche Existenz hinwirft, um den Sinn seines Lebens zu erfahren, und im gleichen Atem als „pathologisch“ zu verdammen, wenn der junge Kleist es weder im preußischen Heer noch in der preußischen Verwaltungsmaschinerie aushält, sondern, von tiefem Lebensernst und innerem Verantwortungsgefühl getrieben, versucht, sich zu einem ganzen Menschen zu bilden, und zwar genau so, wie es die herrschenden Ideen seiner Zeit verlangen. Beispiele für solches Verhalten hatte er überdies in nächster Nähe. Da war Kleists eigener Vetter Franz Alexander, der als junger Legationsrat eine vielversprechende Laufbahn aufgab, und sich dichtend aufs Land zurückzog,²⁹ oder Humboldt, der mit vierundzwanzig Jahren aus dem Staatsdienst ausschied, um seiner eigenen Ausbildung zu leben,³⁰ und schließlich hatte ja der junge Goethe vor seiner Übersiedlung nach Weimar auch die eigene Bildung dem Amte vorgezogen.

Man muß nur einmal den jungen Goethe neben den jungen Kleist stellen, und man wird bei aller Verschiedenheit manche Analogie entdecken, die unsichtbar bleibt, wenn man immer wieder nur die *Iphigenie* gegen die *Penthesilea* ausspielt, und die Weimarer Exzellenz gegen den Dresdener Literaten. Man muß sich ferner hüten, beider Jugend vom Ende her zu beleuchten, sonst läuft man Gefahr, einem allzu gesunden Goethe einen allzu krankhaften Kleist gegenüberzustellen.

Der alte Goethe hat mitunter auf seine Gesundheit gepocht. Man weiß, wie er das Klassische mit dem Gesunden und das Romantische mit dem Kranken gleichgesetzt hat. Auch Kleist hat er so in das Schema des Krankhaften gebracht. „Mir erregte dieser Dichter“, sagt er, nicht ohne Strenge, von Kleist im Aufsatz über Tiecks Dramaturgische Blätter, „bei dem reinsten Vorsatz einer aufrichtigen Teilnahme, immer Schauder und Abscheu, wie ein von der Natur schön intentionierter Körper, der von einer unheilbaren Krankheit ergriffen wäre.“³¹

Aber man darf dabei doch nicht übersehen, daß Goethe selbst alles andere als robust, daß seine Gesundheit eine mühsam erworbenen war, und daß er zumindest die Anlage des Kleistischen in sich trug. Vielleicht erklärt eben dies die Härte seines Tones. Die nervös reizbare Konstitution, seelische Krisen, die sich in körperlichen Zusammenbrüchen äußern, die plötzlichen Fluchten und Abreisen, die in Kleists Leben so

²⁸ An Kestner, 25. Dez. 1773.

²⁹ Vgl. Oskar Ritter von Xylander, *Heinrich von Kleist und Rousseau* (Germanische Studien 193), Berlin 1937, S. 98 f. — S. a. Ernst Kayka, *Kleist und die Romantik* (Forschungen zur neueren Literaturgeschichte, Bd. 31), Berlin 1906.

³⁰ Vgl. Reinhold Aris, *History of Political Thought in Germany*, London 1936.

³¹ *Werke*, 38, S. 20 f.

auffallend sind, all das ist ja dem Goetheschen Leben durchaus nicht fremd. Unverkennbar sind die Wertherschen Tonfälle in den Briefen des jungen Kleist.³² Immer wieder taucht bei Kleist die Lieblingsmetapher des jungen Goethe auf: „O geht, geht,“ ruft er aus, „ihr habt alle keine Herzen —“³³ Und man weiß nicht genau, schreibt hier Werther an Wilhelm oder Kleist an Ulrike, wenn man liest: „Auch halt' ich mein Herzchen wie ein krankes Kind; jeder Wille wird ihm gestattet,“³⁴ und: „Betrachte mein Herz wie einen Kranken, diesen Wunsch wie eine kleine Lüsternheit, die man, wenn sie unschädlich ist, immerhin gewähren kann,“³⁵ oder: „Denn nichts als Schmerzen gewährt mir dieses ewig bewegte Herz, das wie ein Planet unaufhörlich in seiner Bahn zur Rechten und zur Linken wankt . . .“³⁶

Hier ist zunächst nur von den Anlagen die Rede. Wenn Kleist zu Anfang seiner Königsberger Zeit einem beobachtenden Zeitgenossen „wie ein der Meerestiefe entsteigender Taucher“ erschien,³⁷ so ist dies Bild so überaus eindrucksvoll, weil es intuitive Einsicht bezeugt in die Tiefen und Abgründe, in das dunkle und nächtige Element, in dem Kleist zu Hause war. „Ich sitze wie an einem Abgrund . . . , das Gemüt immer starr über die Tiefe geneigt . . . ,“ schreibt Kleist selbst ein Jahr später, in einer Zeit, als die Tiefe ihn wieder stärker lockte und zurückzuverlangen drohte.³⁸

In dieser Neigung Kleists hat Nietzsche den stärksten Grund für Goethes ablehnende Haltung gesehen. „Was Goethe bei Heinrich von Kleist empfand,“ sagt Nietzsche, „war sein Gefühl des Tragischen, von dem er sich abwandte, es war die unheilbare Seite der Natur. Er selbst war konziliant und heilbar.“³⁹ Man hat das Nietzsche allzu oft und allzu geflissentlich nachgesprochen, und man kann sich dabei natürlich auf Goethe berufen, der ja selbst erklärt hat, seine Natur sei für das Tragische zu konziliant gewesen.⁴⁰ Aber der sich so sieht, ist der milde Goethe, wie er in Eckermanns verklärender Sicht erscheint, und dies lässt den *Werther*, den *Uraust*, den *Tasso*, die *Helena*-Tragödie und die *Wahlverwandtschaften* außer Betracht, Werke, die aus den tragischen Leidenstiefen der menschlichen Natur heraufgeholt sind. Andrereits hat sich doch auch Kleist selbst immer wieder vom Tragischen abgewendet, zur Komödie, zum Märchen, zum „vaterländischen Schauspiel“,⁴¹ unter sieben vollen-deten Dramen sind genau zwei Tragödien.

³² Hierüber im einzelnen John C. Blankenagel, „Wertherian Tendencies in Heinrich von Kleist“, *Journal of English and Germanic Philology*, 1929.

³³ An Lohse, 23. Dezember 1801.

³⁴ Goethe, *Werke*, 16, S. 7.

³⁵ An Ulrike, 12. Januar 1802.

³⁶ An Wilhelmine, 9. April 1801.

³⁷ J. G. Scheffner; Biedermann, a. a. O., S. 103.

³⁸ An den Minister zum Altenstein, 30. Juni 1806.

³⁹ *Nachgelassene Werke*, Unveröffentlichtes aus der Zeit des Menschlichen-All-zumenschlichen und der Morgenröte.

⁴⁰ An Zelter, 31. Oktober 1831.

⁴¹ So bezeichnet Kleist selbst den *Prinz von Homburg*; an Friedrich de la Motte Fouqué, 15. August 1811.

Es ist nicht Kleist, sondern Goethe, der von den „furchtbaren Bedingungen“ spricht, „unter welchen allein sich selbst das entschiedenste Naturell zum Letztmöglichen des Gelingens erheben kann.“⁴² Und was Kleist versucht hat: seine Daseinsnot in der Kunst zu überwinden, die drohenden Mächte durch Beschwörung zu bannen, Goethe spricht es als das Wesen der Kunst überhaupt aus, „daß sie nämlich aus den Bemühungen des Individuums entspringe, sich gegen die zerstörende Kraft des Ganzen, die wir in der Natur vor uns sehen, zu erhalten.“⁴³

Man weiß, wie allein gelassen Kleist in diesem seinen Bemühen war, durch welche Höllen der Einsamkeit und des Verkanntseins er gegangen ist. Es ist nur natürlich, hier wieder auf Goethe als den Bevorzugten, Erfolgoreichen, Geselligen, von aller Welt Bewunderten und Umworbenen zu blicken. Das eine ist ja sicher, daß Kleist nie auch nur ein Bruchteil des Ruhms und der Anerkennung zuteil geworden ist, die der Dichter des *Götz* und des *Werther* in so verschwenderischem Maße erfahren hat. Und doch ist vielleicht die Behauptung nicht allzu gewagt, daß Goethes Einsamkeit von der Kleists nur dem Grade, nicht der Art nach schieden ist.

So ganz ohne Freundschaft und menschliche Teilnahme, wie es manchmal dargestellt wird, ist Kleist nun doch nicht durchs Leben gegangen. Da sind die scheinbar so sinnlosen, unerklärlichen Reisen, und doch, auf wie vielen von ihnen hat Kleist Gefährten: Brockes begleitet ihn nach Würzburg, Ulrike nach Frankreich, Lohse nach der Schweiz, Dahlmann nach Österreich; da sind die Schweizer Freunde; Wieland; der Dresdener Zirkel mit Adam Müller; die Freunde Pfuel und Lilienstern; der Minister Altenstein, dessen Interesse an Kleist weit über das eines Vorgesetzten hinausgeht; der Kreis um die Berliner Abendblätter; Marie von Kleist; von der Gefährtin auf der letzten Reise nicht zu reden.

Umgekehrt hat Goethes Leben zwar das Jahrzehnt von Straßburg bis zu den ersten Weimarer Jahren aufzuweisen, dem sich nichts in Kleists Leben auch nur entfernt an die Seite stellen läßt; aber wie schnell wird das anders. Schon nach der Italienischen Reise, vollends nach Schillers Tod, fühlt Goethe sich fremd in seiner Umgebung. Jugendfreundschaften wie die mit Lavater oder Herder sind zerfallen, andere Beziehungen wie die zum Herzog, verknöchern im Formellen. Die Riemer, Meyer, Eckermann sind Hilfsarbeiter, nicht Gefährten. Es ist im Grunde erschütternd, anzusehen, wie Goethe aus der menschlich warmen Atmosphäre seiner Jugendjahre in die kühle Luft seiner späteren Jahre hineinwächst, wie es langsam einsam um ihn wird, wie die Briefe seines Alters immer wieder von der „entschiedensten Einsamkeit und Abgeschiedenheit“ sprechen, in der er lebt, wie er versichern kann, daß er seit langem nicht aus dem Haus, kaum aus der Stube gekommen ist, daß er seit Monaten fast mit niemand gesprochen hat, „besonders wenn sprechen allenfalls heißt:

⁴² *Italienische Reise*, Werke 27, S. 68.

⁴³ Ernst Cassirer, *Freiheit und Form*, Berlin 1922, S. 401.

wechselseitig reden, wie man denkt.“⁴⁴ Und diese Einsamkeit scheint notwendig zu sein; versichert doch Goethe, daß sich etwas Bedeutendes nur produzieren lasse, wenn man sich isoliert,⁴⁵ ja noch um einen Grad schärfer erklärt er, daß er ohne absolute Einsamkeit nicht das mindeste hervorbringen könne, und daß nicht etwa nur das Gespräch, sondern sogar schon die häusliche Gegenwart geliebter und geschätzter Personen seine poetischen Quellen gänzlich ableite.

Kleist aber hat den Vorwurf der Isoliertheit, als er ihm gemacht wurde, entschieden zurückgewiesen. „Sie haben mich immer“ schreibt er an Marie von Kleist, „in der Zurückgezogenheit meiner Lebensart von der Welt für isoliert gehalten, und doch ist vielleicht niemand inniger damit verbunden als ich.“⁴⁶

Kleist hat recht, doch Marie von Kleist nicht minder, und die Lösung des Widerspruchs gibt das Wort von Goethe: „Man weicht der Welt nicht sicherer aus als durch die Kunst, und man verknüpft sich nicht sicherer mit ihr als durch die Kunst.“⁴⁷ Das heißt: Kunst ist ohne eine gestörte Beziehung zur Wirklichkeit nicht zu denken, aber ohne ein innigeres Wissen um ihr tieferes Wesen auch nicht, und so kennzeichnet den Künstler stärkere Trennung von und stärkere Verbindung mit der Welt zur selben Zeit, und in beidem sind sich Kleist und Goethe ganz gleich.

Aber selbst in der Betonung einzelner Motive bestehen unleugbare Ähnlichkeiten. Hermann Weigand hat in einer Reihe von Aufsätzen das Motiv des Vertrauens in den Dramen und Erzählungen Kleists untersucht,⁴⁸ und daß mit diesem Motiv an eins der Grunderlebnisse Kleists gerührt ist, ist wohl zweifellos. Aber dies selbe Motiv des Vertrauens findet sich schon beherrschend in einer Anzahl Goethescher Jugenddichtungen, im *Götz* vor allem und im *Egmont*. Götz, im gutmütigen Vertrauen des Naturmenschen, das immer wieder enttäuscht wird, Egmont, im Vertrauen des dämonischen Menschen auf sich und sein Geschick, Gedichte wie „Wanderers Sturmlied“, „Prometheus“, „Seefahrt“, in ihrem unbedingten Vertrauen auf die eigene Kraft, hängen alle aufs innigste zusammen. Nicht mit Unrecht hat man deshalb Goethes Egmont, der „aus der Sicherheit des Gefühls heraus – und einzige und allein aus ihr heraus – handelt, die erste . . . fast über Goethe hinaus schon mehr Kleistische Figur“ genannt.⁴⁹

Der Lieblingskonflikt der Sturm und Drang-Zeit, der Konflikt zwischen der natürlichen Welt des Gefühls und der verderbten Welt der Gesellschaft, wie er den *Götz* im Kampf zwischen Ritterburg

⁴⁴ An Zelter, 20. September 1820.

⁴⁵ *Dichtung und Wahrheit*, Werke, 24, S. 232.

⁴⁶ Juni 1807.

⁴⁷ *Die Wahlverwandtschaften*, Werke 21, S. 191.

⁴⁸ „Das Motiv des Vertrauens im Drama Heinrich von Kleists“, *Monatshefte für deutschen Unterricht*, May 1938, und „Das Vertrauen in Kleists ‚Erzählungen‘“, *Monatshefte für deutschen Unterricht*, February, March 1942.

⁴⁹ Fritz Brüggemann, „Goethes ‚Egmont‘“, *Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft*, 1925, S. 158.

und Bischofshof durchzieht, und im *Egmont*, um ein Wort Caroline Herders zu gebrauchen als „Kollision der politischen Größe und der Weichheit des Herzens“ wieder auftaucht, dieser Konflikt ist auch Kleist nicht fremd. Wie Kleist seine Liebespaare in eine feindliche Welt setzt, Agnes und Ottokar in den *Schroffensteinern*, Josephe und Jeronimo im *Erdbeben*, als Natur inmitten der Unnatur, Vertrauen, aufblühend in einer von Haß und Mißtrauen zerrissenen Welt, das hat Beziehungen zu Egmont und Klärchen und der Welt des Sturm und Drang. Man darf sich deshalb nicht wundern, daß nach und neben dem Romantiker Kleist (Strich, Stefansky, Silz) und dem Klassiker Kleist (Meyer-Benfey, Kühne-mann), nach dem christlichen (Braig), unchristlichen (Kayka), mystischen (Nadler), chiliastischen (Schultze-Jahde),⁵⁰ germanischen (Lugowski),⁵¹ volklosen (Gundolf, Friese),⁵² völkischen (Linden),⁵³ nationalsozialistischen Kleist (Fricke)⁵⁴ in einer der neuesten Interpretationen Kleist als „verspätete und gesteigerte Sturm und Drang natur“ erscheint.⁵⁵ Übrigens hat schon Lamprecht Kleist zusammen mit Jean Paul „den merkwürdigsten Vertreter einer entwicklungsgeschichtlich gleichsam nachhinkenden Empfindsamkeit und eines verspäteten Sturms und Drangs“ genannt.⁵⁶ Aber was sich schon bei der Betrachtung des Fluß-Symbols gezeigt hat, wird sich auch hier wieder zeigen: daß Kleist und Goethe in einer bestimmten Epoche ihres Lebens zwar dieselben Motive und Symbole gebrauchen, — Herz, Gefühl, Vertrauen —, daß aber dieselben Motive nicht dasselbe bedeuten.

⁵⁰ „Zur Interpretation von Kleists ‚Prinz von Homburg‘“, *Jahrbuch der Kleist-Gesellschaft*, 1927/28, S. 137.

⁵¹ Clemens Lugowski, *Wirklichkeit und Dichtung. Untersuchungen zur Wirklichkeitsauffassung Heinrich von Kleists*. Frankfurt a. Main, 1936.

⁵² „Kleist . . . der Prototyp eines entwurzelten, heimatlosen Menschentums . . .“, Hans Friese, „Goethe und Kleist“, *Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung*, 1926, S. 430.

⁵³ Walther Linden, *Heinrich von Kleist, der Dichter der völkischen Gemeinschaft*, Leipzig 1935.

⁵⁴ „ . . . dieses innerste Erlebnis, das hinter der *Hermannsschlacht*, hinter den politischen Schriften und dem *Prinzen von Homburg* steht, führt . . . in einer gewaltigen Brücke über das Jahrhundert des Verfalls in die Gegenwart der deutschen Erhebung und des deutschen Führers. Dieses Erlebnis (des Volkes und der Gemeinschaft) wie es, noch kaum ernsthaft begriffen und gedeutet, seinen politischen Schriften und Dichtungen zugrunde liegt, ist weit tiefer als der landläufige fröhliche Patriotismus der Freiheitslieder, es ist viel echter und wahrer als die romantische historisch-ästhetische Entdeckung der deutschen Volksseele und der deutschen Vergangenheit. Es überwindet die falsche, weil abstrakte Innerlichkeit des Idealismus . . . Kleist . . . sank dahin . . . als ein erstes heroisches Opfer, ein erstes von vielen folgenden, die sanken, um den Tag der deutschen Erfüllung . . . heraufzuführen, den Tag, an dem der deutsche Staat und die Gemeinschaft des deutschen Volkes und der deutsche Mensch eins wird, an dem die Seele und die Bestimmung der Deutschen in ihrem Führer Gestalt gewinnt und Deutschland endlich unüberwindlich wird, weil es von dem einen Gefühl seiner Bestimmung erglüht.“ Gerhard Fricke, „Schiller und Kleist als politische Dichter“, *Zeitschrift für Deutschkunde*, 1934, S. 327 f.

⁵⁵ H. A. Korff, „Das Dichtertum Heinrich von Kleists“, *Zeitschrift für Deutschkunde*, 1933, S. 426.

⁵⁶ *Deutsche Geschichte*, Berlin 1902 ff., Bd. 8, S. 484. — Vgl. a. Oskar Ritter von Xylander, a. a. O., S. 81.

SCHILLERS „GÖTTER GRIECHENLANDS“ IN IHRER GEISTESGESCHICHTLICHEN BEDEUTUNG *

MELITTA GERHARD

Als Schiller im März 1788 die „Götter Griechenlands“ veröffentlichte, da waren kaum neun Monate vergangen, seit er die letzte Arbeit am „Carlos“ beendet hatte. Die jähre und durch nichts vorbereitete Wendung von dem Werk, das bei aller Wandlung und beginnenden Reife doch den leidenschaftlichen Kampf der Jugenddramen gegen eine bestimmte staatliche und gesellschaftliche Ordnung fortsetzte, zu diesem Gedicht, das in einer völlig anderen Luft atmet, ist um so überraschender als eine wirkliche Beschäftigung Schillers mit der griechischen Überlieferung, von der ihm die Art seiner Erziehung nur eine ganz flüchtige Kenntnis vermittelt hatte, erst einige Monate später begonnen hat.

Doch ist es diese Zeitspanne, die zwischen der Vollendung des „Carlos“ und den „Göttern Griechenlands“ liegt, die mit der Übersiedlung nach Weimar seinen Eintritt in einen neuen Geistesraum umschließt. Als erster und unmittelbarer Niederschlag der Berührung mit Weimar und der Ausstrahlungen, die ihn dort trafen, bedeuten die „Götter Griechenlands“ nicht nur den Beginn der entscheidenden Wende in Schillers Entwicklung, die gleichwohl keine Abkehr von dem Wollen seiner früheren Jahre, nur eine neue Zielsetzung und Lösung ihrer ungeklärten Sehnsucht ist. Sie bezeichnen darüber hinaus auch den Ort, wo diese Entwicklung einmündet in die große Strömung, die die abendländische Kultur seit der Renaissance bald sichtbar, bald unterirdisch in nannigfachen Kanälen durchflutet hatte und mit Winkelmann in Deutschland ihren gewaltigen Durchbruch erlebte. Und sie sind damit nicht nur im Zusammenhang von Schillers Werk und Wesen wichtig, sondern sind auch Glied jener Geistesbewegung, die dem seit der Lockerung der alten Bindung durch Reformation und Aufklärung in seiner Sicherheit erschütterten Menschen eine neue Richte suchte.

Den unmittelbaren äußeren Anstoß zur Entstehung der „Götter Griechenlands“ hat Schiller offenbar von Wieland empfangen. Denn während all der Monate, die zwischen Schillers Eintritt in Weimar im Juli 1787 und dem Erscheinen der „Götter Griechenlands“ im März des folgenden Jahres¹ lagen und in denen Schiller, langsam in den geistigen Bereich Weimars hineinwachsend, trotz mancher Unterbrechung in ständiger Fühlung mit Wieland blieb, galt dessen Arbeit der Übersetzung des Lukian, deren beide erste Bände, im Frühjahr 1788 vollendet,² unter anderem die „Göttergespräche“ enthielten. „Er ist jetzt ganz in den Lucian versunken, den er wie den Horaz übersetzen und kommentieren wird,“ berichtet Schiller an Körner nach dem ersten Besuch bei Wieland,³ und

* Dieser Aufsatz ist Teil einer größeren Arbeit über Schiller, die ihrer Beendigung entgegengesetzt.

¹ Mercur, März 1788, S. 250 ff.

² Leipzig 1788-89.

³ 24. Juli 1787.

im April 1788 macht er ihn auf das eben veröffentlichte Werk aufmerksam: „Er wird dir gewiß sehr wert werden; durch Wielands Galanterie besitze ich ihn selbst, und habe ihm schon manche angenehme Stunde zu danken.“⁴ Freilich, so wenig Schiller des Lukian zur rein stofflichen Kenntnis antiker Mythologie bedurfte, die ihm durch die Nacherzählung Ovids und die vielfache Verwendung im allgemeinen Bildungsgut der Zeit von Jugend auf geläufig war, ebenso wenig konnte Spott und Spiel einer schon glaubenslosen Spätzeit ihm das Bild des wahren griechischen Seins wiedergeben. Aber gerade in der profanierenden Näherrückung des Mythos, durch die doch wider Willen noch hier und da etwas von seinem echten Gehalt hindurchschimmert, hatte Lukian den Gestalten der Götterwelt eine durch die Gesprächsform noch verstärkte unmittelbare Lebendigkeit verliehen, in der für Schiller der damals sich ihm mählich öffnende antike Daseinsraum greifbarer werden konnte.

Für das tiefere Eindringen in ihn aber mögen wichtiger noch als der Eindruck des Werkes selbst die persönlichen Unterredungen mit Wieland gewesen sein, die es auslösen mußte. Zwar bezeugen Schillers Briefe nichts darüber, ja, ein Gespräch über antike Gegenstände ist nirgends erwähnt, und sogar Körners Erkundigung nach Wielands Verhältnis zum Altertum bleibt unbeantwortet. Aber Wieland, der selbst berichtet hat, daß er „drei Jahre lang beinahe ganz allein *mit* und *für* Lucian gelebt“ habe, kann im wiederholten Zusammensein mit Schiller gewiß nicht an diesen Fragen vorübergegangen sein. Welcher Art diese Unterredungen gewesen sein mögen, lassen Wielands eigene „Göttergespräche“ erkennen, die, zwar erst nach den „Göttern Griechenlands“ ausgeführt und in ihrer endgültigen Formung vielleicht durch den Meinungsstreit, den das Gedicht hervorrief, mitbestimmt, doch ihrer Grundhaltung nach in früherer Anschauung Wielands verwurzelt sind. Und wenn Schiller bereits nach dem ersten Besuch bei Wieland von „Religionsgesprächen“ berichtet, die Wieland „besonders auf künftige Tage zurückgelegt“ habe,⁵ und bei denen er glaubt mit ihm „warm zu werden“, so mag dabei schon an jene Scheidung zwischen christlicher und antiker Lebensansicht gerührt worden sein, um die manche der Wielandschen „Göttergespräche“ kreisen. Auch Wielands Erzählung seines eigenen Entwicklungsgangs, deren ein Brief Schillers an Körner gedenkt,⁶ mußte dieses Moment streifen. So dürfte es wohl der Gedankenaustausch mit Wieland vor allem gewesen sein, der Schillers Sinn auf dieses Gebiet gelenkt hat und der dazu führte, daß der noch halb unbewußte Eindruck der Begegnung mit dem ihm neuen Geistesbereich noch vor einer ernsteren Vertiefung in dessen Wesen überraschend sich in einer eigenn Schöpfung niederschlug. Durch den tändelnden Spott Lukians und die skeptisch-rational gefärbte Betrachtung Wielands aber dringt Schiller darin sogleich in eine tiefere Seelenschicht vor, ergreift auch dieses Erlebnis aus seiner eigensten Sicht und gestaltet es von dem Grundwillen aus, der seinen Weg von Anbeginn bestimmte.

⁴ 25. April 1788.

⁵ 24. Juli 1878.

⁶ 31. Juli 1787.

Schillers eigene briefliche Äußerungen geben den „Göttern Griechenlands“ kein entscheidendes Gewicht, lassen ihre Entstehung fast zufällig erscheinen, wenn er an Körner berichtet: ⁷ „Wieland rechnete auf mich bei dem neuen Mercurstücke, und da machte ich in der Angst — ein Gedicht“. Zwar spricht er mit großer Anerkennung davon: „Du wirst es im März des Mercur finden, und Vergnügen daran haben, denn es ist doch ziemlich das beste, das ich neuerdings hervorgebracht habe“ und scheint auch später enttäuscht, bei Körner keinen stärkeren Widerhall zu finden.⁸ Aber wenn er seine Zufriedenheit damit begründet: „Mir gefällt dies Gedicht sehr, weil eine gemäßigte Begeisterung darin atmet, und eine edle Anmut mit einer Farbe von Wehmut untermischt,“⁹ so röhrt doch dies Selbsturteil nicht an den eigentlichen Gehalt, die einschneidende Bedeutung des Gedichts und lässt erkennen, wie wenig die beginnende Wendung, die es in seiner inneren Entwicklung anzeigt, ihm noch ins wache Bewußtsein gedrungen war.

Denn die „Götter Griechenlands“ sind weit anderes als nur der mehr oder minder gelungene Ausdruck einer Augenblicksstimmung von Sehnsucht und von wehmütiiger Bewunderung, wie man Schillers Briefworte vielleicht deuten könnte. Es birgt sich in ihnen eine Auseinandersetzung mit den Grundfragen abendländischer Weltsicht und ihrer Wandlungen, an letzte Entscheidungen wird gerührt, und wenn die Zeitgenossen in Angriff und Verteidigung zu dem Gedicht leidenschaftlich Stellung nahmen, so spürten sie sehr wohl diese bekenntnishaftre Haltung gegenüber bestimmten Glaubens- und Lebensfragen.

Die uns heute im allgemeinen vertraute Fassung des Druckes von 1800¹⁰ hat durch die Milderungen und Dämpfungen, die Schiller bei der Umarbeitung für die Aufnahme in seine Gedichtssammlung vorgenommen hat und bei denen jene früheren Angriffe, zumal der Stolbergsche vom August 1788 im Deutschen Museum,¹¹ mitgewirkt haben, diesen ursprünglichen Charakter vielfach verwischt. Der allbelebten, alldurchgotteten Welt der Antike steht darin nur noch die mechanisch rationale Naturauffassung der Aufklärung gegenüber — die Strophen, die diesem Gegensatz galten, hat die Bearbeitung fast unverändert beibehalten:

„Wo jetzt nur, wie unsre Weisen sagen,
Seelenlos ein Feuerball sich dreht,
Lenkte damals seinen goldenen Wagen
Helios in stiller Majestät.“

„Unbewußt der Freuden, die sie schenket,
Nie entzückt von ihrer Trefflichkeit,
Nie gewahr des Armes, der sie lenket,
Reicher nie durch meine Dankbarkeit,
Fühllos selbst für ihres Künstlers Ehre,

⁷ 17. März 1788.

⁸ 12. Juni 1788 an Körner.

⁹ ebenda.

¹⁰ Gedichte von Fredrich Schiller, I. Teil, Leipzig, Crusius, 1800.

¹¹ Deutsches Museum 1788, 2; S. 97 ff.

Gleich dem toten Schlag der Pendeluhr,
Dient sie knechtisch dem Gesetz der Schwere,
Die entgötterte Natur!

Morgen wieder neu sich zu entbinden,
Wühlt sie heute sich ihr eignes Grab,
Und an ewig gleicher Spindel winden
Sich von selbst die Monde auf und ab.“¹²

So ist der Anschein entstanden, als solle in dem Sehnsuchtsruf nach den entschwundenen Göttern der Alten lediglich eine kindlich phantasievollere, poetisch verklärte Lebensauffassung gepriesen werden, die einer durch fortgeschrittene Erkenntnis nüchterner gewordenen Gegenwart verloren gegangen sei – ein Eindruck, der durch die neu hinzugedichtete Schlußstrophe verstärkt worden ist, die, zumal in ihren beiden letzten Zeilen: „Was unsterblich im Gesang soll leben, Muß im Leben untergehn“¹³ jenem Gegensatze seinen Ernst nimmt und ihn selbst zu einem Spiel der Phantasie verflüchtigt.

Hier und da nur ist ein Wort übriggeblieben, das noch an einen anderen Unterschied gemahnt, von dem ursprünglich das ganze Gedicht beherrscht wurde; so die Verse: „Einen zu bereichern unter allen, Mußte diese Götterwelt vergehn.“¹⁴ Und doch lag hier die geheime Wurzel, aus der sich der Gehalt der Dichtung gespeist hatte: gerade die Antithese antiker und monotheistischer Gottesanschauung verleiht ihrer Schilderung des griechischen Mythos das Gewicht. Die später von Schiller gestrichenen Strophen, die zu jener Haltung das christliche Gegenbild zeichnen, ließen erst das Eigenste jenes Mythos sichtbar werden. In der jetzigen Gestalt ist durch das Fehlen dieser Gegenstrophien auch jene Schilderung zur harmlos unverbindlichen Besingung einer mythologischen Vergangenheit geworden:

Erste Fassung

Das Evoe muntrer Thyrusschwinger
Und der Panther prächtiges Gespann
Meldeten den großen Freudebringer,
Faun und Satyr taumeln ihm voran;
Um ihn springen rasende Mänaden,
Ihre Tänze loben seinen Wein,
Und die Wangen des Bewirters laden
Lustig zu dem Becher ein.

Zweite Fassung

Eure Tempel lachten gleich Palästen,
Euch verherrlichte das Heldenpiel
An des Isthmus kronenreichen Festen,
Und die Wagen donnerten zum Ziel.
Schön geschlungne seelenvolle Tänze
Kreisten um den prangenden Altar,
Eure Schläfe schmückten Siegeskränze,
Kronen euer duftend Haar.

*Höher war der Gabe Wert gestiegen,
Die der Geber freundlich mit genoß,
Näher war der Schöpfer dem Vergnügen,
Das im Busen des Geschöpfes floß.
Nennt der meinige sich dem Verstande?
Birgt ihn etwa der Gewölke Zelt?
Mühsam späh' ich im Ideenlande,
Fruchtlos in der Sinnenwelt.*

¹² Schillers Werke, Historisch-Kritische Ausgabe von Günther und Witkowski. Leipzig, Hesse und Becker. Bd. I, S. 151 f. Vers 17-20, S. 154, Vers 105-116.

¹³ ebenda Vers 127-128.

¹⁴ ebenda Vers 99-100.

Eure Tempel lachten gleich Palästen,
Euch verherrlichte das Heldenpiel
In des Isthmus kronenreichen Festen,
Und die Wagen donnerten zum Ziel.
Schön geschlungne seelenvolle Tänze
Kreisten um den prangenden Altar,
Eure Schläfe schmückten Siegeskränze,
Kronen euer duftend Haar.

*Seiner Güter schenkte man das beste,
Seiner Lämmer liebstes gab der Hirt,
Und der Freudentaumel seiner Gäste
Lobnte dem erhabnen Wirt.
Wohin tret' ich? Diese traur'ge Stille,
Kündigt sie mir meinen Schöpfer an?
Finster, wie er selbst, ist seine Hülle,
Mein Entsagen – was ihn feiern kann.*

Damals trat kein gräßliches Gerippe
Vor das Bett des Sterbenden. Ein Kuß
Nahm das letzte Leben von der Lippe,
Still und traurig senkt ein Genius
*Seine Fackel. Schöne lichte Bilder
Scherzen auch um die Notwendigkeit,
Und das ernste Schicksal blickte milder
Durch den Schleier sanfter Menschlichkeit.*

*Nach der Geister schrecklichen Gesetzen
Richtete kein heiliger Barbar,
Dessen Augen Tränen nie benetzen.
Zarte Wesen, die ein Weib gebar.
Selbst des Orkus strenge Richterwage
Hielt der Enkel einer Sterblichen,
Und des Thrakers seelenvolle Klage
Rührte die Erinnen.*

Seine Freuden traf der frohe Schatten
In Elysien's Hainen wieder an;
Treue Liebe fand den treuen Gatten
Und der Wagenlenker seine Bahn;
Orpheus' Spiel tönt die gewohnten Lieder,
In Aloestens Arme sinkt Admet,
Seinen Freund erkennt Orestes wieder,
Seine Waffen Philoktet.

*Aber ohne Wiederkehr verloren
Bleibt, was ich auf dieser Welt verließ,
Jede Wonne hab' ich abgeschworen,
Alle Bande, die ich selig pries.
Fremde, nie verstandene Entzücken
Schaudern mich aus jenen Welten an,
Und für Freuden, die mich jetzt beglücken,
Tausch' ich neue, die ich missen kann.*

Höhre Preise stärkten da den Ringer
Auf der Tugend arbeitvoller Bahn:
Großer Taten herrliche Vollbringer
Klimmten zu den Seligen hinan;
Vor dem Wiederforderer der Toten
Neigte sich der Götter stille Schar;
Durch die Fluten leuchtet dem Piloten
Vom Olymp das Zwillingspaar.

Das Evoe muntrer Thrysusschwinger
Und der Panther prächtiges Gespann
Meldeten den großen Freudebringer,
Faun und Satyr taumeln ihm voran,
Um ihn springen rasende Mänaden,
Ihre Tänze loben seinen Wein,
Und des Wirtes braune Wangen laden
Lustig zu dem Becher ein.

Damals trat kein gräßliches Gerippe
Vor das Bett des Sterbenden. Ein Kuß
Nahm das letzte Leben von der Lippe,
Seine Fackel senkt' ein Genius.
Selbst des Orkus strenge Richterwage
Hielt der Enkel einer Sterblichen,
Und des Thrakers seelenvolle Klage
Rührte die Erinnen.

Seine Freuden traf der frohe Schatten
In Elysien's Hainen wieder an,
Treue Liebe fand den treuen Gatten
Und der Wagenlenker seine Bahn;
Linus' Spiel tönt die gewohnten Lieder,
In Aloestens Arme sinkt Admet,
Seinen Freund erkennt Orestes wieder,
Seine Pfeile Philoktet.

Höhre Preise stärkten da den Ringer
auf der Tugend arbeitsvoller Rahn,
Großer Taten herrliche Vollbringer
Klimmten zu den Seligen hinan.
Vor dem Wiederforderer der Toten
Neigte sich der Götter stille Schar,
Durch die Fluten leuchtet dem Piloten
Vom Olymp das Zwillingspaar.

Mit der Ausmerzung jener Gegenüberstellung von Antike und Christentum mag Schiller neben der Vermeidung des Anstoßes, den die als Lästerung empfundene Kampfstellung gegen das Christentum bei der Veröffentlichung des Gedichts gegeben hatte, auch künstlerisch eine größere Einheit des Werkes erstrebt haben. Denn ein Zwiespalt haftet seiner ersten Gestalt dadurch an, daß es bald das Weltbild der Kirche, bald das der verstandesmäßig begründeten Naturerkenntnis ist, das dem antiken Glauben gegenübertritt. Neben dem Gott des Deismus steht in den Strophen der früheren Fassung der strafende und entsagungfordernde Richtergott der dogmatischen Überlieferung.

Aber gerade dieses Schwanken der religiösen Vorstellung ist bezeichnend für den Geschichtsmoment, aus dem das Gedicht geboren ist. Innerhalb einer noch ungebrochenen Glaubensbindung wäre eine solche Sicht der Antike von vornherein unmöglich gewesen. Wenn Schiller sich gegen den Angriff Stolbergs mit der Erklärung rechtfertigen will: „Der Gott, den ich in den Göttern Griechenlands in Schatten stelle, ist nicht der Gott der Philosophen oder auch nur das wohltätige Traumbild des großen Haufens, sondern er ist eine aus vielen gebrechlichen schießen Vorstellungsarten zusammengeflossene Mißgeburt“,¹⁵ so verkennt er, daß es eben diese hier so scharf beurteilte zusammengesetzte Gottesidee ist, die das allgemeine religiöse Weltbild der Epoche ausmacht, die er selbst, ohne sich über ihre Unklarheit und Unzulänglichkeit Rechenschaft abzulegen, im Lied „An die Freude“ feierte, wenn dort im gleichen Atem der „Unbekannte“¹⁶ wie der „liebe Vater“ „überm Sternenzelt“¹⁷ und der „richtende“¹⁸ und „belohnende“¹⁹ Gott angerufen wird. Gerade daß er sich des Ungenügens des religiösen Weltgefühls seiner Zeit bewußt geworden ist, ist der Untergrund, auf dem allein sich die große Auseinandersetzung, die die „Götter Griechenlands“ bedeuten, anbahnen kann. „Werk und Schöpfer des Verstandes“²⁰ ist ihm jetzt der Gott, dem zu dienen seine Religion von ihm fordert, und angesichts der antiken Gottnähe „Näher war der Schöpfer dem Vergnügen, Das im Busen des Geschöpfes floß“,²¹ wird ihm die unvereinbare Zwiespältigkeit der eigenen Gottesvorstellung fühlbar, die das Lied an die Freude noch kritiklos übernahm:

„Nennt der meinige sich dem Verstande?
Birgt ihn etwa der Gewölke Zelt?
Mühsam späh' ich im Ideenlande,
Fruchtlos in der Sinnenwelt.“²²

Daß die geistige Überlieferung, aus der Schiller kommt, bereits erschüttert war, begonnen hatte, sich selbst fragwürdig zu werden, hat erst die

¹⁵ 25. Dez. 1788 an Körner.

¹⁶ Werke a. a. O. Bd 2, S. 63, Vers 24.

¹⁷ ebenda, Vers 11-12.

¹⁸ S. 65, Vers 72.

¹⁹ S. 64, Vers 60.

²⁰ a. a. O. Bd. 2, S. 100, Vers 194.

²¹ ebenda, S. 97, Vers 83-84.

²² ebenda, S. 97, Vers 85-88.

Voraussetzung geschaffen für den Angriff gegen das geltende Weltbild, den die „Götter Griechenlands“ enthalten.

Denn ein Angriff ist es, der sich in ihnen birgt, mag auch Schiller selbst dessen zunächst nicht gewahr geworden sein. Mit Recht empfand Stolberg — wie sehr er auch im Unverstehen der Antike den tiefsten Gehalt des Gedichts mißdeutet — darin eine Gefährdung jener Weltsicht, die ihm teuer war; und wenn Schiller ebenso wie Körner mit erstaunter Empörung solche Klage als grundlos ansahen, so zeigt sich darin nur, wie wenig beide sich noch über Umfang und Bedeutung dieser neuen Haltung Schillers klar waren. Über alles Schwanken zwischen rationalen und kirchlichen Vorstellungen hinaus hat Schiller in dem Gedicht den Kern dessen ergriffen, was die gesamte nachantike Welt, was ebensowohl Christentum wie Aufklärung von der Antike scheidet: die Entgottung der Natur, ihre Entwertung zugunsten einer sei es überweltlich-göttlich, sei es vernunftmäßig-geistig bestimmten Lebensnorm — die Unterwerfung der Natur unter den Geist, wie sie die Aufklärung als Erbgut vom christlichen Mittelalter übernommen hatte.

Mit eigentümlicher Hellsicht hat Schiller in den „Göttern Griechenlands“ erspürt, wie eine Umkehr aller Lebenswertungen in der nachantiken Menschheit eintrat, als diese Trennung von Geist und Natur dem Kosmos die Einheit nahm, die *alle* Formen und Äußerungen des Seienden in den Ring des Lebendigen einbezogen hatte, zwischen Mensch und Gott, Diesseits und Jenseits, zeitlich und ewig die unübersteigbare Kluft nicht kannte, die den Neueren bestimmende Richte wurde. Wie solche Trennung der Natur ihr Eigenleben raubte, sie unter eine fremde Macht bog oder zur toten Maschinerie erstarren ließ, so entfernte sie den Menschen durch einen nicht zu überbrückenden Abstand von der Gottheit, entrückte diese in Bezirke, die dem menschlichen Begreifen verschlossen, in Höhen, die seinem ethischen Vermögen unerreichbar bleiben mußten, und machte so die Unzulänglichkeit des Menschen gegenüber dem Vollkommenen zum beherrschenden Grundgefühl.

Dieser Abstand des neueren Menschen von einer rein geistigen, bildlosen und deshalb für Sterbliche unfaßbaren Gottheit ist es vor allem, den die später gestrichenen Strophen beklagen; ihm setzen sie jene Weltsicht entgegen, der alles Natürliche göttlich war, die diesem Naturgegebenen und deshalb Verehrungswürdigen das Maß für ihr Handeln und Denken entnahm, deren Sittlichkeit darum die Gestalt der Schönheit trug, und die das unsichtbar Göttliche in sichtbaren und dadurch dem sinnlich wahrnehmenden Menschen zugänglichen Sinnbildern erfuhr.

Den unerbittlichen und für den bedingten Menschen niemals wirklich erfüllbaren sittlichen Maßstab, der sich aus der Idee einer absoluten Geistesgottheit ergibt, will Schiller, in Anlehnung an mittelalterliche Vorstellungen, in den — von Stolberg mißverstehend auf Christus bezogenen und von ihm besonders angegriffenen — Versen zeichnen:

„Nach der Geister schrecklichen Gesetzen
Richtete kein heiliger Barbar,

Dessen Augen Tränen nie benetzten,
Zarte Wesen die ein Weib gebar.“²³

Wenn die Bezeichnung „Barbar“ verletzte und trotz des Beiwortes „heilig“ als Lästerung empfunden wurde,²⁴ so eröffnet doch gerade diese Benennung in ihrer eigentümlichen Verknüpfung tiefere Zusammenhänge, deutet vorwärts auf den Standpunkt der ästhetischen Schriften, für den auch die höchste Sittlichkeit, sofern sie das Menschliche vergewaltigt, die Forderungen des Geistes nur durch Unterdrückung der Natur befriedigt sehen kann, barbarisch ist. Und wenn in den folgenden Strophen die Todes- und Jenseitsvorstellungen der griechischen und christlichen Welt aneinander gemessen werden, so ist das Tiefste dieses Gegensatzes wieder der allbeherrschende antike Glaube an das Gegebene, Seiende gegenüber der Vernichtigung des Irdischen vor einer höheren, erdenfernen Macht in der nachantiken Auffassung:

„Seine Freuden traf der frohe Schatten
In Elysiens Hainen wieder an;
Treue Liebe fand den treuen Gatten
Und der Wagenlenker seine Bahn;
Orpheus' Spiel tönt die gewohnten Lieder,
In Alcestens Arme sinkt Admet,
Seinen Freund erkennt Orestes wieder,
Seine Waffen Philoktet.

Aber ohne Wiederkehr verloren
Bleibt, was ich auf dieser Welt verließ,
Jede Wonne hab' ich abgeschworen,
Alle Bande, die ich selig pries.
Fremde, nie verstandene Entzücken
Schaudern mich aus jenen Welten an,
Und für Freuden, die mich jetzt beglücken,
Tausch' ich neue, die ich missen kann.“²⁵

Diese Verse, die zunächst dem Wesen des christlichen Jenseitsglaubens zu widersprechen scheinen, röhren doch an einen wesenhaften Unterschied beider Anschauungen: für den Griechen nimmt auch das Leben nach dem Tod sein Maß vom Diesseits, ist, ob Schattenbild oder Steigerung, nur dessen Widerschein, nicht dieses Vorstufe verklärteren, wahren Seins. Es ist die Haltung, die die Grabdenkmäler der Alten zeigen, und man mag an Goethes Äußerung darüber in der „Italienischen Reise“ denken: „Die Grabmäler sind herzlich und rührend und stellen immer das Leben her. — Sie falten nicht die Hände, schauen nicht gen Himmel, sondern sie sind hienieden, was sie waren und was sie sind.“²⁶ So ist dem antiken Menschen auch der Tod nicht erschütternde Mahnung an Vergänglichkeit und Gericht, nur eine schmerzliche, aber als gegeben hinzunehmende Notwendigkeit:

²³ a. a. O. S. 98, Vers 113-116..

²⁴ s. auch Schillers Brief an Körner vom 28. Mai 1789.

²⁵ Werke a. a. O. Bd. 2, S. 98, Vers 121-136.

²⁶ Verona, 16. Sept. 1786.

“Damals trat kein gräßliches Gerippe
Vor das Bett des Sterbenden. Ein Kuß
Nahm das letzte Leben von der Lippe,
Still und traurig senkt ein Genius
Seine Fackel. Schöne lichte Bilder
Scherzten auch um die Notwendigkeit,
Und das ernste Schicksal blickte milder
Durch den Schleier sanfter Menschlichkeit.“²⁷

Und eben weil die antike Welt die wesenhafte Trennung von Menschlichem und Göttlichem nicht kannte, weil ihr das Seiende Notwendigkeit und Maßstab war, weil sie das Göttliche menschlich faßbar erlebte und ihr Ziel nicht jenseits irdischen Begreifens lag, darum – so erkennt Schiller – vermochte hier der Mensch sich dem Göttlichen anzunähern, konnte er jene Vollkommenheit erreichen, wie sie in seiner Bestimmung als möglich angelegt ist. Das spricht als Ergebnis und Krönung alles Vorangegangenen eine der letzten, später fallengelassenen Strophen aus, die in ihren beiden Schlußversen, Kern und Sinn des ganzen Gedichts gleichsam in *einem* Wort zusammenfassend, ungewollt verrät, was das für Schiller entscheidende Erlebnis bei seiner Begegnung mit dem Bild antiken Menschthums war:

„Bürger des Olymps konnt' ich erreichen,
Jenem Gotte, den sein Marmor preist,
Konnte einst der hohe Bildner gleichen;
Was ist neben *dir* der höchste Geist
Derer, welche Sterbliche gebaren?
Nur der Würmer erster, edelster.
Da die Götter menschlicher noch waren,
Waren Menschen göttlicher.“²⁸

War doch die Sehnsucht nach höherer Menschenform, das Ringen darum in der eigenen Seele, das Leiden an der Enge und Entartung seiner Zeit das Zeichen gewesen, unter dem Schillers Werden und Werk von Jugend an gestanden hatte, das als geheimer Leitstern seinen Weg lenkte, um das seine Dramen immer wieder kreisten. Für diese Sehnsucht ist ihm in der Berührung mit dem antiken Geistesraum, die ihm mit dem Eintritt in Weimar zuteil ward, eine neue Antwort geworden, deren erster Widerklang die „Götter Griechenlands“ sind. Hatte er, der in dem Boden der Aufklärung erwachsen war, bis dahin die Hemmungen für die Entfaltung einer reineren Menschlichkeit in den politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen seines Jahrhunderts, in den Bedingtheiten einer bestimmten Staatsform, der Einengung von Standesvorschriften gesucht, hatte er von der Verbesserung äußerer Einrichtungen, der Beseitigung socialer Vorurteile, von der geistigen Freiheit und Ungebundenheit des Einzelnen die Läuterung menschlicher Artung erhofft, so verrät sich in den „Göttern Griechenlands“ das Aufzucken der beginnenden Erkenntnis, daß es einer viel tieferen, einer inneren Wandlung, einer Wende der gesamten Kultur

²⁷ Werke Bd. 2, S. 97, Vers 105-112.

²⁸ ebenda, S. 100, Vers 18'-192.

bedürfe, daß nur aus völlig anderer Weltsicht, aus einer neuen Grundhaltung ein edleres, vollendeteres Menschentum erstehen könne.

Freilich ist das Gemälde antiker Lebenshaltung, das Bild naturhaft schönen Daseins, wie es die „Götter Griechenlands“ geben, bei Schiller eine Schöpfung des Gedankens, der begrifflichen Einsicht, nicht eine Geburt unmittelbar leibhaften Erlebens. Davon kündet die Gestalt des Gedichtes selbst. Seine künstlerische Unzulänglichkeit, deren sich Schiller später selbst bewußt geworden ist und die er durch Kürzungen und sprachliche Feile in der zweiten Fassung zu bessern gesucht hat, ist Zeugnis dafür, daß, wie in den Frühgedichten, auch hier nicht seelische Erschütterung unmittelbar zu rhythmischer Schwingung zwang, daß vielmehr Betrachtung und Überlegung ein verstandesmäßig Erkanntes beschreiben und einordnen. Gegenüber den Jugendgedichten ist dabei allerdings eine Veränderung der Form merkbar, die die beginnende seelische Wende spiegelt: anstelle der ungleichen, oft gewaltsam unruhigen, sprunghaften Maaße der meisten Anthologiegedichte und noch bisweilen der Mannheimer und Dresdener Verse hat Schiller jetzt ein völlig gleichmäßiges Metrum ergriffen; vielleicht daß der Gleichklang in der Jambenfassung der „Iphigenie“ einen äußeren Anstoß dazu gegeben hat. Aber wie die wechselnden Rhythmen der frühen Gedichte, weil nicht triebhafte Leidenschaft sie schuf, übersteigert und krampfhaft anmuten, so erscheinen die regelmäßigen Strophen der „Götter Griechenlands“ ohne Dichte und geschaute Fülle, verraten daß das besungene schöne Leben nicht eigene innerste Haltung, nur Wunschbild und Forderung ist – wie denn auch das Gedicht, besonders in den Eingangsversen, einen gelegentlichen Anklang an das tändelnde Spiel Lukians und das vom Rokoko gefärbte Bild der Antike bei Wieland nicht ganz verleugnet.

Aus der Sehnsucht und dem Mangel, nicht, wie bei Winckelmann, Goethe oder Hölderlin, aus zugeborener Verwandtschaft stammt Schillers Wendung zum Griechentum. Nicht weil er sich selbst als Grieche fühlte, wie Hölderlin, muß er der christlichen Welt fremd werden, nicht die Übermacht jener in ihm verdrängt diese. Aus dem Ungenügen an der Lebenshaltung seiner Zeit, die auch die seine ist, an der Leere eines rationalisierten, skeptisch zersetzen Glaubens erkennt er in den Zügen eines vergangenen Menschentums jene Vollendung, die er in sich und seiner Epoche schmerzlich entehrte.

Gerade an Hölderlins Ringen um die griechischen Götter könnte dem Sinne nach manches Wort der „Götter Griechenlands“ gemahnen. Die Strophe der ersten Fassung

„Freundlos, ohne Bruder, ohne Gleichen,
Keiner Göttin, keiner Ird'schen Sohn,
Herrscht ein anderer in des Äthers Reichen,
Auf Saturnus' umgestürztem Thron.
Selig, eh sich Wesen um ihn freuten,
Selig im entvölkerten Gefild‘,

Sieht er in dem langen Strom der Zeiten
Ewig nur — sein eigenes Bild.“²⁹

möchte wie eine leise, ferne Vorahnung anmuten zu Hölderlins Hymnen „Der Einzige“ oder „Versöhnender, der du nimmer geglaubt . . .“. Aber so unendlich viel näher, tiefer Hölderlin das Griechentum erfahren hat als Schiller, soviel unmittelbarer ist auch echtes christliches Fühlen noch in Hölderlin wach. Die lebendige Mitte dieses Fühlens: Christi leibhafte Gestalt ist es, die er den Göttern der Alten in Kampf und Ausgleich zugesellt, wo Schillers Denken um einen schemenhaften Begriff, die abstrakte Gottesidee des Deismus, vermengt mit den erstarrten, ihres Erlebnisses entleerten Resten alter Dogmen, kreist. Schiller hat weder die christliche noch die griechische Welt wahrhaft in ihrer religiösen Wurzel erfaßt. Nur die ethische Haltung, die aus solcher Wurzel erwachsen ist, ist ihm zugänglich; von ihr aus erschaut er das Bestimmende ihrer jeweiligen Lebensformen. Auch hier, an der entscheidenden Wende seiner Bahn, wird spürbar, was schon Schillers Anfänge und erste Entfaltung als Rahmen und Grenze bedingte: daß es der Geist der Aufklärung, des Rationalismus ist, der seiner Jugend die Prägung gab, der Sein und Werk des jungen Schiller unverkennbar durchdringt, von dem sein Wesen auf keiner Stufe seiner Entwicklung sich völlig zu lösen vermocht hat.

Aber wie sehr auch das Erlebnis der Antike in den „Göttern Griechenlands“ rational gebrochen, gedanklich abgedämpft ist, sie bezeugen dennoch Schillers beginnenden Anteil an der geistesgeschichtlichen Krisis und Wandlung, wie sie in jener Zeitstunde sich in Deutschland anbahnt: Der Zwiespalt zwischen christlicher und heidnischer Welterfassung, der als bewußter Widerstreit oder unbewußte Doppelheit die Erscheinung fast aller führenden Gestalten der neuen Bewegung außer der beiden von Anbeginn unwillkürlich heidnisch-antik gerichteten Naturen Goethes und Winckelmanns entscheidend prägt — der Klopstock für sein christliches Empfinden zu antiken Formen greift ließ, der in Hamann eine ganz blut- und triebhafte Leidenschaftlichkeit und ihre grundsätzliche Verherrlichung mit mystisch-pietistischer Frömmigkeit vereinte, in Herders religiöser Fühlweise überall durchbrach, den Hölderlins Seele unmittelbar als Kampf der Götter austrug, — er tritt in den „Göttern Griechenlands“ als Auseinandersetzung zwischen einem schon rationalistisch untergraben und entseelten Christentum und dem Weltbild der Antike zu Tage.

Die Einsicht, die in den „Göttern Griechenlands“ blitzartig aufzuckt, ohne daß Schiller sich ihrer Tragweite noch bewußt wird, birgt bereits den Keim dessen, was später die ästhetischen Schriften entfaltet haben: daß nicht ein unerbittliches sittliches Gebot, nicht die Verleugnung seiner sinnlichen Natur den Menschen zur Vollendung seines Wesens führen könne, daß die höchste Wahrheit und die höchste Vollkommenheit im sichtbaren Bilde, unter den Gesetzen der Schönheit von ihm geschaut werden müsse, wenn er sich zu ihr emporheben solle. In die Bitte, an

²⁹ Werke a. a. O. Bd. 2, S. 99, Vers 177-184.

Stelle der unnahbaren Göttin der ewigen Wahrheit dem Sterblichen die Göttin der Schönheit zu senden, münden in der später getilgten ursprünglichen Schlußstrophe die „Götter Griechenlands“:

„Dessen Strahlen mich darniederschlagen,
Werk und Schöpfer des Verstandes! dir
Nachzuringen, gib mir Flügel, Wagen
Dich zu wägen – oder nimm von mir,
Nimm die ernste, strenge Göttin wieder,
Die den Spiegel blendend vor mir hält;
Ihre sanftre Schwester sende nieder,
Spare jene für die andre Welt.“³⁰

Das Bild deutet vorwärts auf jenes Gedicht, in dem Schiller den Kerngedanken der ästhetischen Erziehung, die Überzeugung daß nur die Kunst den Menschen zur höchsten Stufe der Menschheit leiten könne, zum ersten Mal ausgesprochen hat: „Die Künstler“. Daß diese Erkenntnis nicht das vereinzelte Ergebnis einer kunstphilosophischen Betrachtung war, sondern eine neue Welthaltung bedeutete und forderte, das ist es was die „Götter Griechenlands“ bezeugen.

Noch ist dieser neue Glaube, in dem der verworrene Drang seines jugendlichen Ringens um die Veredelung des Menschen Klärung und Lösung fand, der seinen Weg und sein Wollen dem Goetheschen Wesens- und Wirkensbereich näher und seine Lebensaufgabe damit ihrer Erfüllung entgegenführte, nur dumpfe, halb unverstandene Ahnung. Es bedurfte erst der Jahre ernsthafterer Vertiefung in den neuerschlossenen Geistesraum, der Sättigung mit reicherem Lebens- und Bildungsstoff und der gedanklichen Durchdringung, es bedurfte der menschlichen Reife und Festigung und zuletzt der unmittelbaren Berührung mit Goethe, dessen Ausstrahlung bisher nur von fern wirksam war, ehe dieses Erlebnis Form gewinnen, zu jenem Mahnruf menschheitlicher Erziehung und Umgestaltung sich verdichten konnte, der Schillers bedeutsamstes Wort an seine Zeit und die Zukunft ist.

³⁰ a. a. O. S. 100, Vers 193-200.

PERSONALIA — 1945-1946

Due to lack of space we were unable to include the list of Ph.D. candidates for 1945-46. Henceforth the November issue will carry a list of Ph.D. degrees awarded in German during the previous academic year, with thesis subject and professor in charge, as well as the number of graduate students in German in residence at each university.

Adelphi College,
Garden City, N. Y.
Alabama, Univ. of,
University, Ala.
Alberta, Univ. of,
Edmonton, Alberta
Alfred Univ.,
Alfred, N. Y.
Amherst College,
Amherst, Mass.
Arizona, Univ. of
Tucson, Ariz.
Arkansas, Univ. of
Fayetteville, Ark.
Barnard College,
New York, N. Y.
Bates College,
Lewiston, Me.
Beloit College,
Beloit, Wis.
Boston Univ.,
Boston, Mass.
Bowdoin College,
Brunswick, Me.
British Columbia,
Univ. of
Vancouver, B. C.
Brooklyn College,
Brooklyn, N. Y.

Brown Univ.,
Providence, R. I.
Bryn Mawr College,
Bryn Mawr, Pa.
Bucknell Univ.,
Lewisburg, Pa.
Buffalo, Univ. of
Buffalo, N. Y.

Asst. Prof.: Siegfried H. Muller, M. A. — Inst.: Anna L. Erle-mann, M. A.*
Prof.: E. W. Foster, M. A. — Asst. Profs.: M. E. Falk, Ph. D.; J. C. Hayes, Ph. D.*
Prof.: Francis Owen, Ph. D. — Asst. Prof.: Erich Müller, Ph. D.*
Prof.: Charles D. Buchanan, Ph. D.
Prof.: Otto Manthey-Zorn, Ph. D. — Assoc. Prof.: Anthony Scenna, Ph. D. — Asst. Prof.: Manfred V. Kern, M. A. (on leave).*
Profs.: William Kurath, M. A.; Herbert D. Carrington, Ph. D. (half-time). — Asst. Prof.: Frederick J. Schmitz, Ph. D. — In milit. service: Gerhard H. Mundiger, B. A.*
Prof.: Alfred E. Lussky, Ph. D. — Asst. Prof.: Olin W. Mc-Millen, M. A.*
Prof.: Hugh W. Puckett, Ph. D. — Assoc. Prof.: Louise G. Stabenau, M. A. — Lecturers: Clare Balluff, M. A.; Marie Ledermann, M. A.*
Prof.: S. F. Harms, M. A. — Asst. Prof.: August Buschmann, M. A. — Retirement: Arthur N. Leonard.*
Prof.: Frederic E. Sweet, Dr. de l'univ.
Profs.: Mervyn J. Bailey, M. A.; Waldo C. Peebles, Ph. D.; Joseph N. Haskell (emeritus; part-time) — Instr.: Erich G. Budde, Ph. D.*
Assoc. Prof.: F. C. A. Koelln, Ph. D. — Instr.: T. A. Riley, M. A. — Retirement: R. J. Ham.
Prof.: Isabel S. MacInnes, Ph. D. — Asst. Profs.: G. Joyce Hallamore, Ph. D.; Charles E. Borden, Ph. D. — Instr.: Marianne Lourié, D. Juris — Lecturers: Pauline Taylor, M. A.; S. Josephine Harris, M. A.; David Ogilvie, M. A.*
Profs.: William R. Gaede, Ph. D., (Dean of Studies); John Whyte, Ph. D. — Asst. Profs.: Harry Slochower, Ph. D.; Anna R. Zollinger, Ph. D.; Percy Matenko, Ph. D.; Dorothy Lasher-Schlitt, Ph. D.; Walter Erhorn, Ph. D. — Instrs.: Flora Buck Klug, M. A.; Jeannette Eilenberg, M. A.; Hildegarde Wichert, M. A.; Paul Baginsky, Ph. D.; Otto Ruhmer, Ph. D. (eve. sess.); Sonia Wachstein, Ph. D. — Resignation: Martha Nicolai.*
Profs.: H. Kurath, Ph. D.; R. M. Mitchell, Ph. D. — Assoc. Prof.: D. Schumann, Ph. D.; A. Hermann, M. A. — Asst. Prof.: E. Kretzmann, Ph. D.*
Profs.: Max Diez, Ph. D.; Fritz Mezger, Ph. D. — Assoc. Prof.: Myra R. Jessen, Ph. D. — Instrs.: Martha M. Diez, M. A.; Hilde Cohn, Ph. D.
Prof.: Adolf I. Frantz, Ph. D. — Asst. Profs.: Vincent A. McCrossen, Ph. D. (on leave); Helen E. Sprague, M. A. (Acting Asst. Prof.) — Instr.: Elwood J. Disque, B. A.*
Prof.: Theodore B. Hewitt, Ph. D. — Assoc. Prof.: Annemarie M. Sauerlander, Ph. D. — Instr.: J. Alan Pfeffer, M. A.*

* Chairman of the Department.

Butler Univ., Indianapolis, Ind. *Asst. Prof.:* Virginia G. Brunson, M. A.

California, Univ. of Berkeley, Calif. *Profs.:* Archer Taylor, Ph. D. (on leave); C. H. Bell, Ph. D.; A. Brodeur, Ph. D.; L. M. Price, Ph. D. — *Assoc. Profs.:* E. V. Brewer,* M.A.; E. Gudde, Ph. D.; K. Heller, Ph. D.; F. Schneider, Ph. D. — *Asst. Profs.:* C. G. Loomis, Ph. D.; A. P. Tabor, Ph. D. — *Instr.:* M. S. Beeler, Ph. D. — *Assts.:* K. Bergel; J. S. Height, M. A.; W. F. Roertgen, M. A.; S. E. Schmidt, M. A.; E. Sobel, M. A.

California, Univ. of Los Angeles, Calif. *Prof.:* G. O. Arlt, Ph. D. — *Assoc. Profs.:* Frank H. Reinsch,* Ph. D.; William J. Mulloy, Ph. D.; Alfred K. Dolch, Ph. D. — *Asst. Profs.:* C. B. Schomaker, M. A.; Vern W. Robinson, Ph. D.; Wayland D. Hand, Ph. D. (on leave); Erik Wahlgren, Ph. D.; Carl W. Hagge, Ph. D. — *Assts.:* John T. Waterman, M. A.; O. P. Straubinger, B. A.; William W. Melnitz, M. A.

California Inst. of Tech., Pasadena, Calif. *Asst. Prof.:* Paul Bowerman, M. A. — *Retirement:* John R. McArthur.

Carleton College, Northfield, Minn. *Prof.:* Lindsey Blayney,* Ph. D. — *Assoc. Prof.:* Peter Olesen, M. A. — *Asst. Profs.:* Ida Walz Kubitz, Ph. D.; Walter H. Schwab, Ph. D.

Carnegie Inst. of Tech., Pittsburgh, Pa. *Profs.:* William F. Kamman, Ph. D. — *Instr.:* Adolph G. Frank, B. A. (part-time) — *In milit. service:* Harold E. Sterns, Jr., Ph. D.

Catholic Univ. of America Washington, D. C. *Prof.:* Paul G. Gleis,* Ph. D. — *Assoc. Profs.:* Leo Behrendt, Ph. D.; Rev. James A. Geary, Ph. D. — *Asst. Profs.:* Rev. Edgar A. Lang, Ph. D.; Allan H. Fry, Ph. D., (on leave).

Chicago, Univ. of Chicago, Ill. *Assoc. Profs.:* Helena M. Gamer,* Ph. D.; John G. Kunstmann, Ph. D.; Gösta K. Franzen, Ph. D. — *Asst. Profs.:* Arnold Bergstraesser, Ph. D.; O. J. M. Jolles, Ph. D.; George J. Metcalf, Ph. D. — *Instr.:* Viola Manderfeld, M. A. — *Asst.:* Nils W. Olsson, M. A. — *In gov't. service:* George J. Ten Hoor, Ph. D. *Prof.:* Edwin H. Zeydel,* Ph. D. — *Asst. Prof.:* U. E. Fehlau, Ph. D.; Harry Muegel, Ph. D. (part-time) — *Instr.:* Anne F. Baeker, M. A. — *Teaching Fellow:* Lois Staffelbach, B. A. — *Prof.:* Henry M. Bosshard,* Ph. D. — *Instr.:* Clemens de Baillou.

Cincinnati, Univ. of Cincinnati, Ohio *Prof.:* John Franklin McCoy,* M. A. — *Asst. Prof.:* Philip Stewart Bither, M. A.

Clark Univ., Worcester, Mass. *Prof.:* Clifford E. Gates,* Ph. D. — *Asst. Profs.:* Karl F. Koenig, Ph. D.; George J. Mundt, Ph. D.; Glenn E. Waas, Ph. D.

Colby College, Waterville, Me. *Prof.:* P. G. Schroeder,* Ph. D. — *Asst. Profs.:* G. Loose, Ph. D.; T. K. Westermeyer, M. A. — *Part-time Instrs.:* W. H. Bettger, M. A.; G. H. Chase, M. A.

Colgate Univ., Hamilton, N. Y. *Prof.:* Robert Herndon Fife,* Ph. D.; Hugh W. Puckett, Ph. D.; Henry H. L. Schulze, M. A.; Frederick W. J. Heuser, Ph. D. (part-time) — *Asst. Profs.:* Carl F. Bayerschmidt, Ph. D.; Gottlieb A. Betz, Ph. D.; André von Gronicka, Ph. D. — *Instrs.:* Victor A. Oswald, Jr., M. A.; Louise G. Stabenau, M. A. — *Lecturers:* Clare H. Balluff, M. A.; Marie E. Ledermann, M. A.; J. Michael Moore, M. A.

Cornell College, Mount Vernon, Ia. *Inst.:* Mrs. Laura Jean Brooks, M. A. — *In milit. service:* Allan Du Val, M. A.

Cornell Univ., Ithaca, N. Y. *Profs.:* Victor Lange,* Ph. D.; A. L. Andrews, Ph. D. — *Assoc. Prof.:* H. Schneider, Ph. D. — *Instrs.:* Gordon Fairbanks, M. A.; R. Schaeffer — *Tutors:* R. Nothmann; F. Tone; W. Schaffrath; P. Mitchell — *Retirement:* P. R. Pope.

Dartmouth College, Hanover, N. H. *Profs.:* R. W. Jones, Ph. D.; F. J. Neef, M. A.; J. L. Scott, M. A. (on leave); M. C. Cowden,* M. A. — *Asst. Prof.:* S. Schlossmacher, Ph. D. — *Instr.:* F. G. Ryder, M. A. — *In milit. service:* H. R. Sensenig.

DePauw Univ., Greencastle, Ind. *Prof.:* Gerhard Baerg, Ph. D. — *Assoc. Prof.:* Gunther H. Grueninger, Ph. D. — *Resignation:* Miss Emily Ivey — *In gov't. service:* Edward M. Mueller, Ph. D.

Detroit, Univ. of Detroit, Mich.
Dickinson College, Carlisle, Pa.
Drake Univ., Des Moines, Ia.
Duke Univ., Durham, N. C.
Emory Univ., Emory Univ., Ga.
Fordham College, New York, N. Y.
Franklin & Marshall College, Lancaster, Pa.
George Washington Univ., Washington, D. C.
Georgia Univ., Athens, Ga.
Goucher College, Baltimore, Md.
Hamilton College, Clinton, N. Y.
Harvard Univ., Cambridge, Mass.

Haverford College, Haverford, Pa.
Hawaii, Univ. of Honolulu, T. H.
Howard Univ., Washington, D. C.
Hunter College, New York, N. Y.

Idaho, Univ. of Moscow, Ida.
Illinois, Univ. of Urbana, Ill.

Assoc. Profs.: J. K. L. Bihl,* Ph. D.; R. W. Hoffmann.
Assoc. Prof.: Albert H. Gerberich, Ph. D. (on leave) — *Instr.:* Mark O. Kistler, M. A. — *Retirement:* C. William Prettyman.
Prof.: Herman H. Vox,* Ph. D.

Profs.: Clement Vollmer,* Ph. D.; Charles A. Krummel, Ph. D. — *Asst. Profs.:* Frederick E. Wilson, M. A.; W. Cary Maxwell, Ph. D. — *Instr.:* Lambert A. Shears, Ph. D.
Prof.: C. F. Hamff,* M. A. — *Instrs.:* Samuel M. Shiver, Jr., M. A. (on leave); H. W. Fuller, M. A. (on leave).
Assoc. Prof.: Rev. Joseph M. Marique,* Ph. D. — *Asst. Prof.:* Albert Kaelin (on leave) — *Instr.:* Kurt Gohla, M. A.
Prof.: J. William Frey,* Ph. D. — *Asst. Prof.:* Wm. T. Emery, B. A.

Prof.: E. H. Sehrt,* Ph. D. — *Asst. Profs.:* Gretchen L. Rogers, Ph. D.; Karl W. Legner, Ph. D.

Prof.: M. D. DuBose, M. A. — *Assoc. Prof.:* A. E. Terry,* Ph. D.
Prof.: Jane F. Goodloe,* Ph. D.

Prof.: Edward F. Hauch,* Ph. D. — *Asst. Prof.:* Otto K. Liedke, Ph. D.
Profs.: Taylor Starck,* Ph. D.; Karl Vietor, Ph. D. — *Assoc. Prof.:* F. W. C. Lieder, Ph. D. — *Univ. Lecturer:* George K. Zipf, Ph. D. — *Research Fellow in Ger. Lang.:* Sven Liljeblad, Ph. D. — *Instrs.:* A. J. C. Kruse, Ph. D.; K. P. Roderbourg, M. A.; Henry Blauth, Ph. D. — *Teaching fellows* (part-time): A. P. Gardner, M. A.; A. D. Joyce, M. A.; J. C. Wells, M. A.; Walter Solmitz, M. A. — *In gov't. and milit. service:* S. P. Atkins; E. A. Fivian; R. W. Barry; W. H. P. von Schmertzing; H. E. Roman; A. J. Watzinger; W. F. Oechler; R. H. Phelps.
Prof.: John A. Kelly,* Ph. D. — *Assoc. Prof.:* Harry W. Pfund, Ph. D.
Assoc. Prof.: Bertha Mueller, Ph. D. — *Asst. Prof.:* Maria Hörmann, B. A.
Prof.: S. L. Wormley,* Ph. D. — *Assoc. Prof.:* Wolfgang Seifert, Ph. D. — *Instrs.:* C. G. Williams, M. A.; J. Collins Orr, M. A.
Assoc. Profs.: Günther Keil,* Ph. D.; Anna Jacobson, Ph. D.; Carl Selmer, Ph. D. — *Asst. Profs.:* Lillie V. Hathaway, Ph. D.; Elise F. Dexter, Ph. D.; Lena P. Dahme, Ph. D. — *Instrs.:* Frederic P. Gutekunst, M. A.; Bertha M. Masche, M. A.; Mrs. Jean T. Wilde, M. A.; Edgar Hemminghaus, Ph. D.; Arthur H. Ingenuett, M. A.; S. Etta Schreiber, M. A.; Jacqueline A. MacNaughton, Ph. D. — *On leave:* Edith Cappel, M. A.; Hildegard Kolbe, M. A.; Margaret R. Altenhein, Ph. D.
Prof.: Jay Glover Eldridge,* Ph. D. (Dean of Univ. Faculty) — *Asst. Profs.:* Claude William Ashby, M. A.; A. Gerhard Wiens, Ph. D.
Assoc. Prof.: J. T. Geissendoerfer, Ph. D. (Acting Head) — *Asst. Profs.:* Mimi I. Jehle, Ph. D.; John R. Frey, Ph. D. — *Instrs.:* Henri Stegemeier, Ph. D.; Anna F. Odor, Ph. D.; Walter Giesecke, M. A. — *Assts.:* Richard Doney, B. A.; Mrs. Virginia Lawrence, B. A.; William E. Schenk, M. A.; Irene Taeuber, M. A.; Dorothy M. Zucker, M. A. — *Retirement:* C. A. Williams — *In milit. service:* G. E. Giesecke, Ph. D.; Edwin Goessling, M. A.; Herbert Penzl, Ph. D.

Indiana, Univ. of Bloomington, Ind. *Assoc. Profs.:* H. V. Velten, Ph.D.; E. O. Wooley, Ph.D.; Robert T. Ittner,* Ph.D. — *Asst. Prof.:* Frances H. Ellis, Ph.D. — *Instrs.:* Grace Martin, M.A.; D. S. Berrett, M.A.; C. F. Hennecke, M.A. — *Retirement:* Hedwig Leser.
Prof.: Erich Funke,* Ph.D. — *Assoc. Prof.:* Herbert O. Lyte, Ph.D. — *Asst. Prof.:* Wolfgang Paulsen, Ph.D. — *Assoc.:* Fred Fehling, Ph.D. — *Grad. Asst.:* Gerta Barrett, B.A.
Prof.: Ernst Feise, Ph.D. — *Lecturer:* Arno Schirokauer, Ph.D. — *Instr.:* Heinz von Schüching.
Prof.: A. M. Sturtevant,* Ph.D. — *Asst. Prof.:* George W. Kreye, Ph.D. — *Instr.:* Sam Follett Anderson, M.A.
Prof.: A. E. Bigge,* Ph.D. — *Assoc. Prof.:* D. V. B. Hegeman, Ph.D. — *Asst. Prof.:* P. K. Whitaker, Ph.D.
Instr.: Alfred L. Shoemaker, Ph.D.

Iowa State Univ., Iowa City, Iowa *Profs.:* Philip M. Palmer, Litt.D. (Dean of Liberal Arts; on leave); Robert P. More,* M.A. — *Asst. Prof.:* John S. Tremper, Ph.D.
Assoc. Profs.: Karl J. R. Arndt, Ph.D. (on leave); John T. Krumpelmann, Ph.D. (on leave) — *Asst. Prof.:* Alfred S. Hayes, M.A. (Acting Head) — *Instr.:* Martha M. Klein, B.A.
Prof.: Robert R. Drummond,* Ph.D. — *Assoc. Prof.:* John F. Klein, Ph.D. (lent to Rom. Lang.) — *Asst. Prof.:* E. Kenneth Miles, Ph.D.
Prof.: H. Steinhauer,* Ph.D. — *Asst. Profs.:* W. S. Heckscher, Ph.D.; Erich Albrecht, Ph.D. — *Lecturers:* Margaret Sinden, B.A.; Lenore Brock, M.A. — *Asst.:* Anna Jones, B.A.
Prof.: William Déhorn,* Ph.D. (Chairman of Mod. Lang. Dept.) — *Instrs.:* Carl Gaensle, Ph.D.; Eugene H. Mueller, Ph.D.; Johanna O. Déhorn, Ph.D.; Carl Knoche, M.A.
Prof.: Lucy Whitsel, Ph.D. (lent from Latin Dept.)

Johns Hopkins Univ., Baltimore, Md. *Profs.:* A. E. Zucker,* Ph.D. (on leave); A. J. Prahl, Ph.D. (Acting Head) — *Assoc. Profs.:* Charles F. Kramer, M.A.; Dieter Cunz, Ph.D. — *Instr.:* Mark Schweizer, Ph.D. — *In milit. service:* Frank G. Banta, M.A.; R. Elwood Backenstoss, Ph.D.
Prof.: Herman R. Kurrelmeyer, Ph.D. (emeritus; part-time) — *Assoc. Prof.:* Francis M. Currier, Ph.D. — *Asst. Prof.:* Richard F. Koch, M.A. — *Part-time Instrs.:* Marshall Newton, M.A.; John Wells, M.A.; Herman Klugman, Ph.D.
Prof.: Arthur N. Julian, B.A. — *Asst. Prof.:* Frederick C. Elert, M.A. — *Instr.:* Margaret Woodbridge, Ph.D. — *In milit. service:* C. Collis Lyle, M.A.
Assoc. Prof.: W. L. Graff,* Ph.D. — *Asst. Prof.:* Bertha Meyer, M.A. — *Lecturer:* V. Block, M.A.
Prof.: J. R. Breitenbacher,* Ph.D. — *Assoc. Prof.:* G. L. Matuschka, Ph.D. — *Asst. Prof.:* Paul Doepper, M.A. — *In milit. service:* Arne Lindberg.
Prof.: Leo C. Hughes,* M.A. — *Asst. Profs.:* Jacob Hieble, Ph.D. (in milit. service); George P. Steinmetz, M.A.; George W. Radimersky, Ph.D.; Stuart A. Gallacher, Ph.D. — *Instrs.:* Ruth Radimersky, M.A.; Johannes Sachse, M.A.
Profs.: Henry W. Nordmeyer,* Ph.D.; John W. Eaton, Litt.D.; Fred B. Wahr, Ph.D.; Norman L. Willey, Ph.D.; Walter A. Reichart, Ph.D. — *Asst. Profs.:* Ernst A. Philippson, Ph.D.; Aloysius J. Gaiss, Ph.D.; Arthur Van Duren, Ph.D. — *Instrs.:* Werner F. Striedieck, Ph.D.; Clarence Pott, Ph.D.; Frank X. Braun, Ph.D. — *Assts.:* Clarence Boersma, M.A.; Miss Charlotte Edson, M.A. — *Lecturer:* Frederic A. Reiss, Ph.D. — *In milit. service:* Otto G. Graf.

Middlebury College,
Middlebury, Vt.
Middlebury German
Summer School,
Middlebury, Vt.

Mills College,
Oakland, Calif.
Minnesota, Univ. of
Minneapolis, Minn.

Missouri, Univ. of
Columbia, Mo.

Montana State Univ.,
Missoula, Mont.

Mt. Holyoke College,
South Hadley, Mass.

Muhlenberg College,
Allentown, Pa.

Nebraska, Univ. of
Lincoln, Neb.

N. J. College for
Women,
New Brunswick, N. J.

N. Y. City College,
New York, N. Y.

New York Univ.,
Washington Sq. College,
New York, N. Y.

New York Univ.,
Univ. Heights,
New York, N. Y.

North Carolina,
Univ. of
Chapel Hill, N. C.

North Dakota, Univ. of
Grand Forks, N. D.

Northwestern Univ.,
Evanston, Ill.

Notre Dame, Univ. of
Notre Dame, Ind.

Oberlin College,
Oberlin, Ohio

Ohio State Univ.,
Columbus, Ohio

Prof.: Werner Neuse, Ph. D.*

*Profs.: Ernst Feise (Johns Hopkins Univ.); Werner Neuse
(Middlebury College); Franz Rapp; Arno E. Schirokauer
(Johns Hopkins Univ.); H. Steinhauer (Univ. of Manitoba);
Heinrich Schneider (Cornell); Wolfgang Michael (Chestnut
Hill College); Victor Zuckerkandl.*

Instrs.: Helene Mayer, M. A.; Pauline Steiner, M. A.

*Prof.: O. C. Burkhard, Ph. D. — Assoc. Prof.: Alan Holske,
Ph. D. — Asst. Profs.: L. G. Downs, Ph. D.; Frederick L. Pfeif-
fer, Ph. D. — Lecturer: Fred Genschmer, Ph. D. — Instrs.: Gina
Wangness, M. A.; Alvin Protzinger, M. A. — Assts.: Kathleen
Gordon, B. A.; Evelyn Albinson, B. A.; Rudolf Bernard, M. A.;
Maja Bentley, B. A. — Resignations: Margaret Wackitz; Lyn-
fred Sacrid.*

*Prof.: H. B. Almstedt, Ph. D. (part-time) — Asst. Profs.: H.
Barnstorff, Ph. D. (part-time); Elsa Nagel, M. A.; A. Zech,*
Ph. D. — Instr.: John Winkelman, M. A.*

*Profs.: B. E. Thomas, Ph. D. (Chairman of Mod. Lang. Dept.);
R. O. Hoffman,* M. A. (in charge of Germ. and French Dept.)
— In milit. service: R. Schleuter, Ph. D.*

Assoc. Profs.: Erika M. Meyer, Ph. D.; Friedrich C. Sell, Ph. D.
— Lecturer: Joachim Maass — Instr.: Edith A. Runge, Ph. D.*

Profs.: Preston A. Barba, Ph. D.; Harry H. Reichard, Ph. D.*

*Profs.: Joseph E. A. Alexis, Ph. D. (Chairman of Mod. Lang.
Dept.); William K. Pfeiler, Ph. D. — Asst. Prof.: A. L. Elm-
quist, M. A. — In milit. service: Alfred C. F. Scherer, Ph. D.
Assoc. Prof.: Emil L. Jordan,* Ph. D. — Asst. Profs.: Werner
G. Hollman, Ph. D.; Alice Schlimbach, Ph. D.*

Prof.: Sol Liptzin, Ph. D. — Asst. Profs.: Bennet J. Olli, Ph. D.;
J. A. von Bradish, Ph. D. — Instrs.: Erich Gutzmann, Ph. D.;
Herbert R. Liedke, Ph. D.; Samuel L. Sumberg, Ph. D.; Nathan
Süsskind, Ph. D.; Frederick Thiele, Ph. D.*

*Assoc. Profs.: L. R. Bradley, Ph. D.; Charlotte H. Pekary,
Ph. D.; E. Rose, Ph. D.; G. C. L. Schuchard, Ph. D. — Asst.
Profs.: A. Geismar, Ph. D.; L. H. W. Rabe, M. A. — Instr.:
Dora B. K. Willner, M. A. — Assts.: Mrs. Lillian Schiff, M. A.;
H. D. Poster, M. A.; G. Stein, B. A.*

Prof.: Henry Brennecke, Ph. D. — Assoc. Prof.: Murat H.
Roberts, Ph. D. — Asst. Prof.: Ernst Koch, Ph. D.*

Profs.: Richard Jente, Ph. D.; George S. Lane, Ph. D. — Assoc.
Profs.: Werner P. Friederich, Ph. D.; Frederic E. Coenen, Ph. D.
— Teaching Fellow: Sam M. Shiver, M. A.*

*Prof.: William G. Bek, Ph. D. (Dean of Liberal Arts) — Resig-
nation: Joseph Meidt.*

Prof.: W. F. Leopold, Ph. D. — Assoc. Profs.: C. R. Goedsche,
Ph. D.; A. F. J. Zieglschmid, Ph. D. — Asst. Prof.: S. G. Flygt,
Ph. D. — Lecturer: Meno Spann, Ph. D. — Instrs.: Jack Stein,
Ph. D.; Otto Heinle, M. A. — Retirement: T. Moody Campbell.*

*Profs.: Rev. Bernard Jeffrey, ILL, C. S. C.; George Wack;
Theodor Just, Ph. D. — Assoc. Profs.: Joseph Aloysius Mucken-
thaler, C. S. C.; William H. Bennett.*

Profs.: F. W. Kaufmann, Ph. D. — Asst. Profs.: John W.
Kurtz, Ph. D. — Instr.: Mary Louise Weber, M. A. — In milit.
service: Joseph R. Reichard, Ph. D.*

Profs.: Bernhard Blume, Ph. D.; August C. Mahr, Ph. D.; Hans
Sperber, Ph. D. — Assoc. Profs.: Walter Gausewitz, Ph. D.;
F. J. Kramer, Ph. D.; R. Nordsieck, Ph. D. — Instrs.: Peter Epp,*

Ohio Univ.,
Athens, Ohio
Ohio Wesleyan Univ.,
Delaware, Ohio
Oklahoma, Univ. of
Norman, Okla.

Oregon, Univ. of
Eugene, Ore.
Pennsylvania
State College,
State College, Pa.

Pennsylvania, Univ. of
Philadelphia, Pa.

Pittsburgh, Univ. of
Pittsburgh, Pa.

Pomona College,
Claremont, Calif.
Princeton Univ.,
Princeton, N. J.

Purdue Univ.,
LaFayette, Ind.

Queens College,
Flushing, N. Y.

Queen's Univ.,
Kingston, Ontario
Rice Inst.,
Houston, Tex.
Rochester, Univ. of
Rochester, N. Y.

Rutgers Univ.,
New Brunswick, N. J.

Saskatchewan, Univ. of
Saskatoon,
Saskatchewan
Skidmore College,
Saratoga Springs, N. Y.
Smith College,
Northampton, Mass.

Ph. D.; Wolfgang Fleischhauer, Ph. D.; H. J. Groen, Ph. D.; A. D. Weinberger, Ph. D. — *Asst.*: Paul Gottwald, M. A. — *Grad Assts.*: Georgiana Babb, B. A.; Henry Kratz, B. A. — *Retirement*: M. B. Evans.
Prof.: John A. Hess,* Ph. D. — *Assoc. Prof.*: Paul G. Krauss, Ph. D.
Prof.: T. C. Dunham,* Ph. D.—*Asst. Prof.*: Paul T. Hahn, M. A.

Profs.: R. T. House, Ph. D.; W. A. Willibrand, Ph. D. — *Assoc. Profs.*: F. Frauchiger, Ph. D. (Chairman of Mod. Lang. Dept.); J. Malthaner, Ph. D. — *Instr.*: E. Eichholz, M. A. (All teach also one other language).
Profs.: E. P. Kremer, J. U. D.; G. F. Lussky,* Ph. D., Astrid Williams, Ph. D.
Prof.: Philip A. Shelley,* Ph. D. — *Assoc. Profs.*: Albert F. Buffington, Ph. D.; Ralph Charles Wood, Ph. D. — *Asst. Profs.*: Alois M. Nagler, Ph. D.; Harold W. Weigel, Ph. D. — *Instrs.*: Joan Huber, B. A.; Nora E. Wittman, M. A., (on leave) — *Retirement*: George J. Wurfl.
Profs.: Alfred Senn,* Ph. D.; Ernst Jockers, Ph. D.; Otto Springer, Ph. D. — *Asst. Prof.*: Adolf D. Klarmann, Ph. D. — *Instrs.*: Adolf C. Gorr, Ph. D.; Allan Lake Rice, Ph. D.; Herbert H. J. Peisel, Ph. D.; Evan B. Davis, M. A. — *Part-time Instrs.*: Max O. Mauderli, M. A.; William W. Langebartel, M. A. — *Research Asst.*: Mrs. Tekla M. Hammer, M. A. — *In milit. service*: Frederick A. Klemm, Ph. D.
Prof.: Erle Fairfield, M. A. — *Instr.*: Harry A. Gnatkowski, Ph. D. — *Part-time Lecturers*: J. Fred Lissfelt, M. L.; Harry C. Goldby, M. L.; Adolph Frank, M. A. — *Retirement*: J. F. L. Raschen.
Prof.: Carl Baumann,* Ph. D. — *Assoc. Prof.*: Emilie Wagner, Dr. de l'univ.
Asst. Profs.: Bernhard Ulmer, Ph. D.; Harold S. Jantz, Ph. D.; Albert Van Eerden, Ph. D. (on leave) — *Instrs.*: Werner Vordtriede, Ph. D.; Frank H. Wood, Ph. D.; Mrs. Erna Frankhauser, Ph. D.; Mrs. Hilde Marmorek-Hannak.
Profs.: J. L. Cattell,* Ph. D.; J. T. Fotos, M. A.; E. V. Greenfield, M. A. — *Assoc. Profs.*: Edin Brenes, M. A.; O. A. Greiner, Ph. B.; J. T. Gunn, M. A. — *Asst. Profs.*: R. V. Finney, M. A.; D. H. Patterson, M. A. — *Instr.*: G. Papenguth.
Assoc. Prof.: Richard Alewyn, Ph. D. — *Asst. Prof.*: R. Travis Hardaway,* Ph. D.; Harold Lenz, Ph. D. — *Instrs.*: Lienhard Bergel, Ph. D.; Marianne Zerner, Ph. D.
Prof.: Heinrich E. K. Henel,* Ph. D. — *Asst. Prof.*: Hilda C. Laird, Ph. D.
Prof.: Max Freund,* Ph. D.

Prof.: E. P. Appelt,* Ph. D. — *Asst. Prof.*: A. M. Hanhardt, Ph. D.; Mrs. Jessie H. Kneisel, M. A. — *Instrs.*: G. E. Condoyannis, M. A.; Mrs. Hilda Gray Hite, B. A.
Assoc. Prof.: Albert W. Holzmann,* Ph. D.; *Asst. Prof.*: Johannes Nabholz, Ph. D. (on leave) — *Lecturer*: Richard Kuehnemann, Ph. D. — *Instrs.*: William F. Amann, M. A.; Theophilus G. Richner, Ph. D. (part-time).
Prof.: Ansten Anstensen,* Ph. D. (in milit. service) — *Instr.*: U. K. Goldsmith, B. A.
Assoc. Prof.: H. Stefan Schultz,* Ph. D.

Profs.: Paul Graham, Ph. D.; Victor Lange, Ph. D. (visiting professor) — *Assoc. Profs.*: Mrs. Anna Elizabeth Mensel,* M. A.; Marie Schnieders, Ph. D. — *Instrs.*: Anita Ascher, Ph. D.;

Mrs. Helene Sommerfeld, M.A.; Hazel S. Clare, Ph.D. —
Resignations: Susanne C. Engelmann; Herbert Steiner — *In milit. service:* Lieut. Oskar Seidlin.

South Carolina, Univ. of *Profs.:* F. W. Bradley,* Ph.D.; Vernon Cook, M.A.
Columbia, S. C.

So. Calif., Univ. of *Profs.:* Harold von Hofe,* Ph.D.; Erwin Theodor Mohme, Ph.D. — *Asst. Prof.:* Ruth Baker Day, M.A. — *Lecturers:* Henry Lippegau, M.A.; Hugo Gabriel, Ph.D.
Los Angeles, Calif.

So. Methodist Univ., *Prof.:* Gilbert J. Jordan,* Ph.D. — *Instr.:* Fannie Putcamp Smith, M.A.
Dallas, Texas

Stanford Univ., *Profs.:* B. Q. Morgan,* Ph.D.; F. W. Strothmann, Ph.D. —
Stanford, Calif. *Assoc. Profs.:* K. F. Reinhardt, Ph.D.; A. E. Sokol, Ph.D. (on leave) — *Instrs.:* L. L. Bjarnason, M.A.; H. R. Boeninger, Ph.D.; H. Brewster, B.A.; T. E. Verhaaren, M.A.; Mary Williams, M.A.

Swarthmore College, *Prof.:* Walter Silz,* Ph.D. — *Asst. Profs.:* Lydia Baer, Ph.D.; Karl Reuning, Ph.D. — *Instr.:* Priscilla K. Silz, Ph.D.
Swarthmore, Pa.

Syracuse Univ., *Prof.:* W. J. Gorse,* M.A. — *Asst. Prof.:* Albert Scholz, Ph.D. — *Instrs.:* Roald Bergechon, Ph.D.; Kathryn DeLima, M.A.
Syracuse, N. Y.

St. Louis Univ., *Assoc. Prof.:* John V. Tillman, Ph.D. — *Instr.:* Ignatius Weiringer, M.A.
St. Louis, Mo.

St. Olaf College, *Profs.:* Paul E. Bollenbacher,* M.A.; Geo. H. Ellingson, B.L. (emeritus) — *Asst. Prof.:* Hildegarde Stielon, M.A.
Northfield, Minn.

Temple Univ., *Prof.:* Charles Evans, Litt.D. — *Assoc. Prof.:* Ames Johnston, Ph.D. — *Instr.:* Christian Schuster, Jr., M.A. — *In milit. service:* J. T. Rugh.
Philadelphia, Pa.

Tennessee, Univ. of *Prof.:* John L. Kind,* Ph.D. — *Instr.:* T. Herbert Etzler, M.A.
Knoxville, Tenn.

Texas, Univ. of *Profs.:* L. M. Hollander,* Ph.D.; R. T. Clark, Jr., Ph.D.; J. L. Boysen, Ph.D. (emeritus; half-time) — *Assoc. Prof.:* C. V. Pollard, M.A. — *Instrs.:* Patricia Drake, M.A.; Elsie Perlitz, M.A.; H. Wolff, Ph.D. — *In milit. service:* A. Louis, Ph.D.
Austin, Texas

Toronto, Univ. of *Prof.:* Barker Fairley, Ph.D. — *Assoc. Profs.:* Thure Hedman, Ph.B.; G. E. Holt, M.A.; Hermann Boeschenstein, Ph.D. — *Lecturer:* Martin Joos, Ph.D. (on leave) — *Instr.:* Rudolf Coper, Ph.D.
Univ. College, *Prof.:* William Howell Reed,* M.A. — *Asst. Prof.:* William Kolb Provine, M.A. — *Instr.:* Marshall Newton, M.A.
Toronto, Ontario *Profs.:* G. H. Danton,* Ph.D.; H. C. Coffin, Ph.D. (temp.)

Tufts College, *Prof.:* G. R. Mayfield,* Ph.D. — *Asst. Profs.:* John G. Frank, Ph.D.; Carl Hammer, Ph.D.
Medford, Mass.

Union College, *Prof.:* Ruth J. Hofrichter,* Ph.D. — *Assoc. Prof.:* Ada Klett, Ph.D. (on leave) — *Asst. Profs.:* Elizabeth Zorb, Ph.D.; Gertrud Gunther, Ph.D. — *Instrs.:* Ludwig Kahn, Ph.D.; Agnes Kühne, Ph.D.

Schenectady, N. Y.

Vanderbilt Univ., *Prof.:* Fred Donald Carpenter,* Ph.D. — *Asst. Prof.:* Benjamin F. Ladd, M.A.
Nashville, Tenn.

Vassar College, *Prof.:* Frederic T. Wood,* Ph.D. — *Asst. Profs.:* Franz Karl Mohr, Dr. Jur.; Matthew Volm, Ph.D. — *Retirement:* William H. Faulkner.
Poughkeepsie, N. Y.

Vermont, Univ. of *Prof.:* Fred C. Domroese,* M.A. — *Resignation:* Franz S. Prell.
Burlington, Vt.

Virginia, Univ. of *Prof.:* Fred O. Nolte,* Ph.D. (on leave) — *Assoc. Prof.:* Erich P. Hofacker, Ph.D. — *Instrs.:* Carl G. Georgi, M.A.; Carl Fritsch, M.A. (part-time) — *Assts.:* Lieselotte Dieckmann, Ph.D.; Daniel C. McCluney, M.A. — *In milit. service:* W. P. Lehmann, Ph.D.

Charlottesville, Va.

Wabash College, *Asst. Prof.:* Margarete Meinhardt, M.A.
Crawfordsville, Ind.

Washington Univ., *Asst. Prof.:* Margarete Meinhardt, M.A.
St. Louis, Mo.

Washington, State *College of*
Pullman, Wash.

Washington, Univ. of Seattle, Wash. *Profs.:* Curtis C. D. Vail, Ph.D.; Ernest O. Eckleman, Ph.D.; Frederick W. Meisnest, Ph.D. — *Assoc. Prof.:* Herman C. Meyer, Ph.D. — *Instrs.:* Felice Ankele, Ph.D.; Max Schertel, Ph.D.; Richard F. Wilkie, M.A.; Elenora Wesner, M.A. — *In milit. service:* Curt W. Reuss.

Wayne Univ., Detroit, Mich. *Prof.:* H. A. Basilius,* Ph.D. — *Assoc. Prof.:* C. O. Colditz, Ph.D. (on leave) — *Asst Prof.:* O. P. Lienau, B. A. — *Instrs.:* H. von Moltke, Ph.D. (on leave); S. L. Bruer, M. A.; J. F. Ebelke, M. A.; M. Ordon, M. A. — *In milit. service:* E. J. Arndt. *Prof.:* Marianne Thalmann, Ph.D. — *Assoc. Prof.:* Magdalene Schindelin,* Ph.D. — *Asst. Prof.:* Barbara Salditt, Ph.D. — *Instrs.:* Helen M. Mustard, Ph.D.; Elsa T. Liefeld, Ph.D. *Prof.:* O. S. Fleissner,* Ph.D. — *Assoc. Prof.:* E. M. Fleissner, Ph.D. — *Resignation:* G. Kreye.

Wellesley College, Wellesley, Mass. *Profs.:* Paul H. Curts, Ph.D.; John C. Blankenagel, Ph.D. — *Asst. Prof.:* Laurence E. Gemeinhardt, Ph.D. *Assoc. Prof.:* T. W. Braasch,* Ph.D. — *Asst. Prof.:* H. K. Polt, Ph.D. — *Instr.:* Lucille Hager, M.A. — *Lecturer:* K. Lepehne, M.A. *Asst. Profs.:* Lydia Roesch, Ph.D.; Victor T. Lemke, Ph.D.

Wells College, Aurora, N. Y. *Prof.:* O. W. Long,* Ph.D. — *Assoc. Prof.:* Winthrop H. Root, Ph.D. — *Asst. Prof.:* Henry C. Hatfield, Ph.D. — *Retirement:* Carl W. Johnson.

Wesleyan Univ., Middletown, Conn. *Profs.:* W. F. Twaddell,* Ph.D.; R. O. Rösseler, Ph.D.; H. Rehder, Ph.D.; R.-M. S. Heffner, Ph.D.; F. Bruns, Ph.D. — *Assoc. Prof.:* H. J. Meessen, Ph.D. — *Asst. Profs.:* N. Fuerst, Ph.D. (Research); Paula M. Kittel, Ph.D.; S. M. Riegel, Ph.D.; J. D. Workman, Ph.D. — *Lecturer:* P. M. Palmer, Ph.D. — *Post-doctorate research fellow:* L. Seifert, Ph.D. — *Instrs.:* J. S. Edwards, M.A.; E. E. Ellert, M.A.; Clara Jenson, M.A. — *Grad Assts.:* R. Brewster, B.A.; W. G. Tillmanns, M.A.; Nora Wittman, M.A. — *Teaching Fellow:* H. W. Fuller, M.A. — *In milit. service:* H. Salinger, Ph.D. *Prof.:* G. P. Voigt,* Ph.D.

Wisconsin, Univ. of Madison, Wis. *Asst. Prof.:* W. I. Schreiber,* Ph.D.

Wittenberg College, Springfield, Ohio

Wooster, College of Wooster, Ohio

Wyoming, Univ. of Laramie, Wyo.

Yale Univ., New Haven, Conn. *Prof.:* Carle H. Malone, Ph.D. (Acting Head) — *Instr.:* George F. Vedier, L. ès Let. — *In milit. service:* A. V. Dickman, Ph.D.; Milton Zagel, M.A. — *Resignation:* Walter Gieseke. *Profs.:* Carl F. Schreiber,* Ph.D.; A. B. Benson, Ph.D.; Leonard Bloomfield, Ph.D.; Hermann J. Weigand, Ph.D. — *Assoc. Prof.:* Heinz S. Bluhm, Ph.D.; Curt von Faber du Faur, (Research) — *Asst. Prof.:* George Nordmeyer, Ph.D.; James F. White, Ph.D. — *Instr.:* Alois Nagler, Ph.D. — *In gov't. service:* William G. Moulton, Ph.D.

PROMOTIONS

Bates College	August Buschmann	to Asst. Prof.
Brooklyn College	William R. Gaede	to Dean of Studies
	Walter Erhorn	to Asst. Prof.
Buffalo, Univ. of	A. M. Sauerlander	to Assoc. Prof.
California, Univ. of	Wm. J. Mulloy	to Assoc. Prof.
Los Angeles	C. B. Schomaker	to Asst. Prof.
Catholic Univ. of America	Rev. James A. Geary	to Assoc. Prof.
	Rev. Edgar A. Lang	to Asst. Prof.
Cornell Univ.	Victor Lange	to Prof.
Detroit, Univ. of	R. W. Hoffmann	to Asst. Prof.

Hawaii, Univ. of	Bertha Mueller	to Assoc. Prof.
Idaho, Univ. of	A. Gerhard Wiens	to Asst. Prof.
Indiana Univ.	Robert T. Ittner	to Assoc. Prof.
Maryland, Univ. of	A. J. Prahl	to Prof.
Mass. Inst. of Tech.	F. M. Currier	to Assoc. Prof.
McGill Univ.	Bertha Meyer	to Asst. Prof.
Michigan State College	G. P. Steinmetz	to Asst. Prof.
	G. W. Radimersky	to Asst. Prof.
Minnesota, Univ. of	Alan Holske	to Assoc. Prof.
N. Y. Univ., Wash. Sq. College	L. H. W. Rabe	to Asst. Prof.
North Carolina, Univ. of	Frederic E. Coenen	to Assoc. Prof.
Ohio State Univ.	F. J. Kramer	to Assoc. Prof.
	R. Nordsieck	to Assoc. Prof.
Oklahoma, Univ. of	W A. Willibrand	to Prof.
Pomona College	Carl Baumann	to Prof.
	Emilie Wagner	to Assoc. Prof.
Smith College	Marie Schnieders	to Assoc. Prof.
Southern California, Univ. of	Harold von Hofe	to Prof.
Stanford Univ.	F. W. Strothmann	to Prof.
St. Louis Univ.	John V. Tillman	to Assoc. Prof.
Texas, Univ. of	C. V. Pollard	to Assoc. Prof.
Toronto, Univ. of	G. E. Holt	to Assoc. Prof.
	Hermann Boeschenstein	to Assoc. Prof.
Vanderbilt Univ.	Carl Hammer	to Asst. Prof.
Virginia, Univ. of	Frederic T. Wood	to Prof.
Wayne Univ.	O. P. Lienau	to Asst. Prof.

ENROLLMENT IN GERMAN

College	1944	1945	College	1944	1945
Albright College	97	121	DePauw Univ.	159	110
Arizona, Univ. of	165	198	Detroit, Univ. of	143	181
Arkansas, Univ. of	120	135	Duke Univ.		420
Augustana College (S. Dak.)	76	114	Fisk Univ.	152	142
Barnard College	198	173	Fordham Univ.	251	201
Boston College	176	206	Franklin & Marshall College	95	108
Boston Univ.		296	George Washington Univ.	220	275
Bowdoin College	68	118	Georgia, Univ. of	100	158
Bowling Green State Univ.	61	101	Gettysburg College	135	195
Brigham Young Univ.	104	108	Grand Rapids Jr. College	70	100
Brown Univ.	141	206	H. Sophie Newcomb College	101	113
Bryn Mawr College	146	136	Harvard Univ.	199	322
Buffalo, Univ. of	182	240	Holy Cross, College of the	77	121
Butler Univ.	65	100	Hope College	101	127
California, Univ. of (Berkeley)	701	957	Houghton College	67	104
California, Univ. of (L. A.)	407	450	Hunter College	1110	1100
Capital Univ.	126	164	Illinois Institute of Tech.	86	103
Carleton College	236	283	Illinois, Univ. of	655	812
Chicago, Univ. of	204	195	Indiana Univ.	289	421
Cincinnati, Univ. of	266	365	Iowa State College	90	128
Citadel, The	73	111	Iowa, State Univ. of	208	277
Colby College	89	118	Johns Hopkins Univ.		167
Colorado, Univ. of	178	253	Kansas, Univ. of	196	161
Columbia Univ.	440	479	Kentucky, Univ. of	137	132
Connecticut, Univ. of	94	132	Los Angeles City College	17	164
Cornell Univ.	450	515	Maine, Univ. of	80	110
Dartmouth College	81	101	Maryland, Univ. of	227	201

College	1944	1945	College	1944	1945
Marquette Univ.		257	St. Olaf College	81	118
Mass. Inst. Tech.		119	San Jose State College	107	134
Massachusetts State College	252	315	Smith College	202	148
Miami Univ. (Ohio)	244	259	Southern California, Univ. of	226	328
Michigan State College	176	155	Southern Methodist Univ.	123	135
Michigan, Univ. of	706	1021	Stanford Univ.	250	352
Minnesota, Univ. of	419	577	Swarthmore College	104	103
Mississippi, Univ. of	60	130	Syracuse Univ.	335	360
Missouri, Univ. of	148	184	Temple Univ.	314	375
Mount Holyoke College	142	187	Tennessee, Univ. of	89	134
Nebraska, Univ. of	121	182	Texas State College for Women	112	140
New Hampshire, Univ. of	134	120	Texas Technological College	74	112
New Jersey College for Women	175	158	Texas, Univ. of	417	402
New York, Coll. of the City of	468	564	Tufts College	280	328
New York University	801	1030	Tulane Univ.	240	218
North Carolina, Univ. of	130	142	United State Military Academy	334	302
Northeastern Univ.	141	160	United States Naval Academy	206	258
Northwestern Univ.	334	366	Utah, Univ. of	161	222
Notre Dame, Univ. of	163	98	Valparaiso Univ.	186	212
Oberlin College	257	250	Vanderbilt Univ.	153	164
Ohio State Univ.	301	471	Vassar College	272	260
Ohio Univ.	54	106	Vermont, Univ. of	142	155
Oklahoma, Univ. of	167	194	Virginia, Univ. of	108	173
Oregon, Univ. of	91	109	Washington, Univ. of	268	378
Pasadena Jr. College	116	172	Washington Univ.	276	292
Penn State College	357	453	Wayne Univ.	401	406
Pennsylvania, Univ. of	523	774	Wellesley College	204	212
Pittsburgh, Univ. of	221	238	Wells College	109	152
Polytechnic Inst. of Brooklyn	113	181	Western Michigan College	82	105
Pomona College	111	112	Western Reserve Univ.		274
Princeton Univ.	183	194	Westminster College (Pa.)	103	117
Purdue Univ.	255	368	West Virginia Univ.	140	177
Queens College (N. Y.)	201	214	Wheaton College (Ill.)	103	123
Radcliffe College	134	119	William and Mary, College of	105	126
Rice Institute	87	101	Winthrop College	69	137
Rochester, Univ. of	314	348	Wisconsin, Univ. of	581	837
Rutgers Univ.	61	212	Wooster, College of	98	109
St. Louis Univ.	138	166	Yale Univ.	332	343

The above figures are taken from Crofts Modern Language News with the permission of the publisher. Because of lack of space only colleges having more than 100 students enrolled in German are included.



NEWS AND NOTES

Alle Studenten und Studentinnen, die sich an der Berliner Universität immatrikulieren lassen wollen, sind aufgefordert worden, vier Wochen lang an den Bauarbeiten zur Wiederherstellung der Universität mitzuhelfen. Die studentische Arbeitsgemeinschaft der Berliner Universität hat in Verbindung mit dem Rektor einen Aufruf erlassen, in dem ein Stundenlohn von 75 Pfg. und Lebensmittelkarten für diese Arbeiter gewährt wird.

Bei der Technischen Hochschule in Berlin ist verfügt worden, daß jeder Student vor der Zulassung zum Studium die Ableistung von hundert Arbeitsstunden für die Wiederinstandsetzung der zerstörten Gebäude und Hörsäle der Hochschule nachzuweisen hat.

Die Universität Kiel hat sich auf drei Schiffen vor der Elisabethbrücke eingerichtet. Neben den Hörsälen sind Kabinen für Professoren und Studenten eingerichtet worden. Eine Verlegung der Universität nach Flensburg, wo die Gebäude der Marienschule in Muerwik unversehrt sind, wird erwogen.

Die Universität Frankfurt hat am 1. Januar mit ihren Vorlesungen begonnen. Etwa 50 Räume stehen zu Vorlesungszwecken zur Verfügung. Die Laboratorien sind nach Ausführung einiger geringfügiger Arbeiten wieder verwendbar geworden.

In Heidelberg fand die feierliche Immatrikulierung der Studenten der juristischen, philosophischen und naturwissenschaftlichen Fakultät statt. Rektor Prof. Dr. Bauer betonte, daß eine endgültige Immatrikulierung der einzelnen Studie..ten erst erfolgen kann, nachdem jedem einzelnen Studenten die Studienerlaubnis von der Militärregierung erteilt sei. Etwa 400 Studenten werden im Collegium Academicum, das bisher von dem amerikanischen Wehrmachtskommando benutzt worden ist, wohnen.

Die Universität Marburg hat ihre medizinische Fakultät eröffnet. Auch die Eröffnung der theologischen Fakultät steht bevor. Marburg rechnet mit insgesamt 3000 Studenten. Die Universitätsgebäude haben durch den Krieg wenig oder fast garnicht gelitten. Unter den zum Studium zugelassenen Studenten befindet sich eine beträchtliche Zahl ausländischer Studenten, die von der UNRRA zum Studium nach Marburg geschickt worden sind.

An der Universität Gießen wird mit dem Sommersemester die medizinische, veterinär-medizinische, philosophische und theologische Fakultät ihre Arbeit wieder aufnehmen. In der juristischen und philosophischen Fakultät sollen vorläufig nur Vorlesungskurse gegeben werden.

In der russischen Zone haben die Landwirtschaftlichen Hochschulen in Leipzig, Tharandt, Halle und Jena ihren Lehrbetrieb aufgenommen.

In den Schulen (Volksschulen) der russischen Zone ist die russische Sprache als Lehrfach – aber nicht als Zwangsfach – eingeführt worden.

In den Schulen des Elsaß, mit Französisch als Unterrichtssprache, ist Deutsch als erste Fremdsprache in die Lehrpläne eingesetzt worden. Wenn verlangt, soll auch Englisch gelehrt werden.

Wie der American Press Service in Germany vom 19. Dezember 1945 meldet, ist in den Schulen der britischen Zone das Großschreiben der deutschen Hauptwörter abgeschafft worden. Deutschen Schulkindern wird fortan gelehrt, daß, in Anlehnung an das Englische, nur Namen, Titel, etc. mit großem Anfangsbuchstaben zu schreiben sind.

In Stuttgart ist der „Börsenverein der deutschen Buchhändler“ reorganisiert worden; Der Sitz wurde von Leipzig (russische Zone) nach Frankfurt (amerikanische Zone) verlegt. Den Vorstand bilden: Horst Klemann (München), Georg Kurt Schauer (Wiesbaden), Franz Mittelbach (Stuttgart), Wilhelm Klemm (Wiesbaden), Rudolf Wagner (Würzburg), Heinrich Cobet (Frankfurt). Alle lediglich aus der amerikanischen Zone.

Im britischen Sektor Berlins ist der S. Fischer Verlag in neuer Form wieder ins Leben gerufen worden. Die Lizenz ist dem ehemaligen Redakteur des Verlages, Peter Suhrkamp, erteilt worden. Als erste Neuerscheinung bringt der Verlag Hermann Hesses „Glasperlenspiel“ heraus, das 1942 erscheinen sollte, aber von den Nationalsozialisten verboten wurde. Eine Gesamtausgabe der dramatischen Werke des Bildhauers und Dichters Ernst Barlach ist in Vorbereitung. Eine periodische Schriftenreihe „Der Literaturbrief“ soll den deutschen Leser mit der Gegenwartsliteratur auch des Auslandes bekannt machen.

Der Präsidialrat der „Kammer der Kunstschaffenden“ in Berlin setzt sich nach den Zuwahlen wie folgt zusammen: Paul Wegener, Präsident; Michael Bohnen, Vizepräsident; ferner sind Mitglieder: Professor Georg Kolbe, Professor Karl Hofer, Max Taut, Ernst Legal, Eduard von Winterstein, Fritz Erpenbeck, Dr. Friedrich Wolff, Boris Blacher und Friedrich Luft.

In Berlin hat sich der „Schutzverband deutscher Schriftsteller“ neu konstituiert. Dem Vorstand gehören an, als Vorsitzende: Edwin Redslob, Eduard Künneke, Günther Weisenborn, Roland Schacht; als Schriftführer: Günther Birkenfeld; als Geschäftsführer: Werner Schendell; als Syndikus: Joseph Falkenberg; als Beisitzer: Johannes Becher, Hertha von Gebhardt, Michael Jaty, Rudolf Pechel, Erik Reger, Friedrich Wolff. Büro: Berlin-Charlottenburg, Joachimsthaler Str. 41.

Unter den theologischen Fakultäten der deutschen Universitäten hat die theologische Fakultät der Freiburger Universität als erste ihre Vorlesungen wieder aufgenommen.

Die Berliner Universität erhielt einen neuen Rektor in dem bekannten Philologen Professor Dr. Johannes Stroux.

Zum Rektor der Münchener Universität wurde Professor Dr. Rehm ernannt.

In den Schulen der Sowietzone darf kein Religionsunterricht erteilt werden; es ist aber gestattet, außerhalb der Schule Kinder in Religion unterrichten zu lassen.



BOOK REVIEWS

The Concept of Love in the Works of Hermann Stehr.

By Karl Siegfried Weimar. University of Pennsylvania, Philadelphia, 1945.

This is the first dissertation on Hermann Stehr published in this country. The topic is chosen judiciously to lead into the center of Stehr's Weltanschauung. The author reveals a fine appreciation of Stehr's work and familiarity with the pertinent literature. Since the appended bibliography on Stehr is not restricted to items that have a direct bearing on the topic, Hans M. Mayer's dissertation *Das Übersinnliche bei Stehr* could have been included. The introduction illustrates the many shades of meaning which the concept of love has assumed in religion, philosophy, and poetry. This survey must necessarily be very sketchy. It might have been more illuminating if these vistas could have been made part of the Conclusion, setting Stehr's concept in relief against a universal background. On the basis of Grimm's Wörterbuch and the Oxford Dictionary, the author arrives at a more comprehensive treatment of love than that found in Kluckhohn's monograph on the concept of love in the eighteenth century. The following chapter headings indicate the scope of the investigation: Family, Friendship, Woman, Mankind, Material World, Nation, Art, Nature, God. The lucid presentation of the material and the consistency of Stehr's Weltanschauung allow definite conclusions to be drawn for each chapter. To mention just a few: The completely harmonious and lasting love is accorded only to the heart already in harmony with itself and with God. Love is capable of effecting a complete transcendence of our empirical existence and our momentary submergence in the Divine. Such moments of anonymity may also be experienced by the artist who, in his love, renounces all desire, or by the hero in his supreme devotion to his native land. One passage quoted from an address which Stehr made to the German youth in 1933 is especially illuminating in view of recent events: "Wenn Ihr Euren neuen nationalen Lebensglauben nicht in dem tiefsten Grunde Eures Wesens, in seinem unzeitlichen göttlichen Grunde, der Seele,

verankert, so bleibt die Nationalsozialistische Arbeiterpartei Deutschlands, auf deren Fahnen Ihr schwört, doch nur ein Massentrieb, der leicht bei einer geschichtlichen Schicksalswende zur Massenflucht werden kann."

An interesting angle brought out by the author is the telepathetic bond of affinity that, according to Stehr, exists between true friends, and Stehr's implied view that the prime importance of a friend is his function as father confessor. One of the author's most significant observations is Stehr's fusion of eastern mysticism, where man does not experience a personal God, with the modified Christian idea that man's love for his fellow man is the only manifestation of the Divine.

The one page summary does not dwell on all the findings of the preceding chapters, for instance, the significance of children, the different attitudes of man and woman concerning love, and the change of outlook from Stehr's earlier to his later works. Although the dissertation is limited to Stehr's works, a few very pertinent biographical explanations are given. Only three misprints have been noticed: Uumündigen (p. 20), schon instead of schön (p. 49), humour (p. 54).

Thorough knowledge of the subject matter, well-balanced judgment, and clear presentation make this dissertation a fine example of scholarly workmanship.

—Erich Hofacker
Washington University.

Deutsche Meisternovellen,

Theodore Geissendoerfer and John W. Kurtz. Revised Edition. Prentice-Hall, Inc., New York, 1945. Price \$3.00.

The many friends whom the first edition of *Deutsche Meisternovellen* has won will welcome cordially this revised, improved edition. The new book differs from the original edition especially in four respects: 1. Heyse's *Das Glück von Rothenburg* has been replaced by Hauff's *Der junge Engländer*; 2. the Vocabulary has been greatly enlarged and is now meant to be complete, whereas the Vocabulary of the first edition omitted all words marked with an asterisk in the AATG list; 3. the footnotes are considerably more numerous and more helpful;

4. each story has a new and improved introduction.

The choice of Hauff's *Der junge Engländer* as a replacement for the more difficult story by Heyse was a happy one, it seems to this reviewer. And not only is the new *Novelle* considerably more simple as regards language, it has the additional merit of being more lively and humorous. Moreover, whereas the enjoyment of *Das Glück von Rothenburg* will always be marred in the future by a realization of the fact that the old city in which the story takes place has been greatly damaged by the bombings of the war, Hauff's charming little tale with its imaginary setting and typical village characters will retain its appeal into the ages.

That the other stories in the collection represent interesting reading is abundantly attested by the popularity of the first edition. And to be sure, Storm's *Psyche*, though it may not be as characteristic of the author's works as some of his other stories, certainly has a charm and a beauty that only those who know it can fully appreciate; Stifter's *Bergkristall*, that radiant gem among the *Biedermeier* literature, will live on as one of the really worthwhile productions of this period; Keller's *Romeo und Julia auf dem Dorfe* needs no recommendations of any kind, of course; and Meyer's *Der Schuß von der Kanzel*, in which the author, with wit and humor, introduces a really likeable though less known rogue of history, bears the full stamp of this master stylist and represents a fitting closing selection.

The new book is remarkably free from misprints. This reviewer found only nine: pp. 7, 22, 63, 76, 176, 188, 192, 204. And the new introductions to the various stories represent a real improvement: they are much more comprehensive than the old and present a much clearer picture of the importance and contributions of the men and their works. The new book, in short, should be even more successful than the first edition.

—Uland E. Fehlau

University of Cincinnati.

Manuel de L'Allemand du Moyen Age, des origines au xive siècle Grammaire, Textes, Glossaire par Alfred Jolivet et Fernand Mossé, Paris, Aubier, 1942.

In their *avant-propos* MM. Jolivet and Mossé explain that the Bibliothèque de Philologie Germanique, of which this is the first volume, is intended to facilitate in France the study of the ancient Germanic languages and literatures. The need

for these books is said to arise from the lack of adequate background on the part of their students, who find the existing manuals too difficult. The present volume is to present the essentials of what a good student must know of the language and the literature of Germany before Luther. It combines the presentation of Old High German with that of Middle High German and offers a summary of the phonology (pp. 25-73), the morphology (pp. 75-160), and the syntax (pp. 161-209). The Old High German texts, (pp. 213-321), which are presented with brief introductory remarks in each case, comprise, in addition to smaller bits, charms, prayers, etc., 10 pages of Tatian, 4 of Isidor, 2 of Ludwigslied, 15 of Otfried, 2 of the Benediktiner Regel, 8 of Notker; Muspilli and Hildebrandslied complete, and 3 pages of the Heliand. The Middle High German Texts, (pp. 325-458) also with brief introductory remarks, comprise selections from Williram, Lampecht's Alexander, Herzog Ernst, Nibelungenlied, Kudrun, Rabenschlacht, Rosengarten, Iwein, der Arme Heinrich, Tristan, Parzival, Minnesangs Frühling, Walther, Neithart, Freidank, der Stricker, Meier Helmbrecht, Berthold von Regensburg, Eckhart, Schwabenspiegel, Wiener Passionsspiel. A chronology of the main works of the period from the year 700 is given on pp. 459-461, and the glossary occupies pages 464-557.

Whether or not, or how well or how poorly this book may fulfill the purpose for which it was written is of secondary importance to American readers.

The primary question which poses itself for us is the question as to the value of this book to American students. The answer which I should give to this question is: none. No one will wish to teach American graduate students from this book, and no student who is not able to deal with it critically should be referred to it, because there are too many errors of fact and laxities of statement which require to be corrected before the book is safe for neophytes. For example: p. 27, "z à deux valeurs distinctes: 1) l'affriquée [ts] (zwei, holz, hérza) et sa géminée (sizzen, luzzil); . . ." and p. 29 (in MHG) "l'affriquée [ts] géminée ne s'écrit plus zz mais tz." It is wrong to speak of a geminated affricate: a geminated West Germanic *t* yields an affricate. Or, p. 29: "ch note [x] après toutes les voyelles, aussi bien après a, o, u . . . qu'après e, i . . ." That is misleading because the subsequent change is

from velar to palatal spirant after *e* and *i*, and not from palatal to velar. On page 50 the definition of the various grades of ablaut is defective as to the term *Vollstufe* which must be applied equally to the deflected as to the normal grade vowels, since it is a term of quantitative, not qualitative distinction. On p. 52 the consonant *s* is omitted from the list of those preserved from Indo-European without change. It is inserted as an after-thought on p. 53 (sauf *s* inchangé). When the authors observe the loss of Germanic -z final in West Germanic (p. 55) they do not mention German *er*, *dir*, *mir*, *wir*. They identify vowel stems with strong substantive declensions and consonant stems with weak declension, thereby including as weak the stems in -er (*bruoder*) and -nt (*friunt*). They give a quite inadequate list of eight -ja stem adjectives (p. 102). They print strong forms in their paradigm of the weak adjective on p. 104. They assert that the modern comparative and superlative suffixes result from the old forms with -i, p. 105, "C'est -iro, -isto devenu -er(e), -est(e) qui s'est généralisé en mha." They assert, p. 122, that the sixth ablaut class of the verbs rests upon an Indo-European interchange of o:ō. Their arrangement of the sub-classes of strong verbs of class I and class II is arbitrary, rather than rational (pp. 125-127). The illustration is poorly chosen (p. 168) when they say: "De bonne heure on tend à remplacer l'instr. par le datif, ainsi *her fragen gis-tuont fo-hem wortum*." They explain one use of *ein* on the basis of the French translation thereof, p. 171, "*ein* peut avoir le sens partitif: *uf helfenbein wiz als ein sne . . .*"

The texts given are reprinted, on the whole without any editorial annotations, from standard German editions. In the case of the Hildebrandslied, however, they have added editorial apparatus and notes. There is one peculiar feature here. Although they copy Steinmeyer's text precisely, they ignore his textual apparatus and reveal that they have looked at the manuscript. However, apparently they are not familiar with the wen-rune, since they allege (p. 300) "Les scribes ont écrit *herpas* pour *her was* 24, *pant*, *puntane* pour *want*, *wuuntane* 33, *pidar* pour *widar* 83," and p. 303, "Ms. per fausse lecture du signe runique pour *w*; de même partout où il y a *w* dans le texte." There are 46 forms in the Hildebrandslied in which a *w* might have been written. Five of these are written *uu*, 35 have the

Anglo-Saxon wen-rune with an accent mark, 4 have the wen-rune without the accent (as is the rule in early Old English MSS.), one is written *bu* and one is written *p'u* (27, 2). Steinmeier observes that the wen-rune in *wer* (9) is corrected from *p*, and the form *p'us* (27, 2) is the only one in which the scribes can be charged with a confusion of forms. Even this one, if it lacked the accent, might pass muster as a wen-rune in many Old English manuscripts. It is difficult to understand why the editors felt it necessary to neglect Steinmeyer's statement on this point. A final sample of laxity must suffice. In the note to line 7 (p. 302), they say: "*Heribrantes sumu est ici, comme v. 30, 49, 58, hypermétrique.*" Of course what is hypermetric in lines 30, 49, 58 is not *Heribrantes sumu*, but *quad Hiltibrant*, and the reason for the brackets in Steinmeyer's text is not that the words make the line hypermetric, but that Lachmann deleted them.

It is not gracious to criticise severely a work done under the circumstances which must have prevailed in Paris in 1941-1942. It is not permissible to fail to note such errors as are to be found in this work. Let us hope that in calmer days this book will be revised with care, that it may do the thing its authors wish to achieve.

—R. M. S. Heffner
University of Wisconsin.

Germany's Stepchildren,

Solomon Liptzin. The Jewish Publication Society of America, Philadelphia, 1944; (XII) + 298 pages, \$3.00.

Germany's Stepchildren is essentially a political book. Its primary objective is an investigation into the attitude of the most outstanding and representative Jewish writers to their own religion and community: not their work so much but their creed is taken to task. To each one Mr. Liptzin poses more or less the same question: what is his attitude toward his Jewish inheritance — and hence: how did he in the course of his life solve for himself and for others the problem of Jewish tradition in a non-Jewish world. By proceeding historically, the author has succeeded in most cases in giving an accurate picture of the various tendencies that have prevailed since the age of Romanticism; he has assembled and criticized the views of the assimilationists and of those who maintained an aloofness from their religious problems

on humanitarian, cosmopolitan, or socialistic grounds, including the direct or indirect anti-semites of Jewish descent.

For anyone interested in this problem, the book offers a wealth of material. The author has carefully avoided all generalization, he has brought out clearly the great variety of possibilities inherent in the German-Jewish situation, both positive and negative. Yet, he has not written what one might call an objective study: his viewpoint is not, and probably cannot be expected to be, that of a cool observer or an impartial historian. It may be stated frankly and without implied criticism: *Germany's Stepchildren* is a very passionate and often one-sided interpretation of historical figures. It is very clear on which side Mr. Liptzin's undivided sympathies lie, whom he admires (Beer-Hofmann, Buber, Herzl) and with whom he disagrees and whom he therefore rejects (Rahel, Werfel — just to name a few). But nevertheless it is strange — and certainly interesting! — to see that he finds himself in partial or complete disagreement with the majority of the men and women in the chapters of his book. I don't believe I go too far in saying that the prerequisite for Mr. Liptzin's approval of each writer depends on his positive attitude toward Zionism or pre-Zionist thinking.

Yet, in the last instance, none of the men-of-letters discussed in his book could be called the author's favorite "hero" — his "hero" is Judaism itself. And here the question seems to be in place whether he has done well to describe the history of Judaism in Germany in terms of its great literary representatives. Perhaps a sociological interpretation might have penetrated deeper to the very roots of the problem. Where the fate and the innermost tendencies of a whole group (religious, national, or racial) is concerned, the intellectual is a very poor indicator of the actual state of affairs. How illuminating, on the other hand, would be a study based on the average man and woman, as far as this can be done in retrospect; surely, despite the all-destructive avalanche of Hitlerism, there must be an enormous amount of material (correspondence, diaries, etc.) left in both public and family archives which might give us a much more general and much truer picture of the historical process.

But even as it is, the book has its obvious limitations: a book on Jewish writers which excludes Franz Kafka (Kafka is

not even listed in the index!) must remain highly fragmentary. At times the personal bias of the author is definitely carried too far, as for instance in the case of Franz Werfel whose Jeremias-novel *Hört die Stimme* certainly should have deserved particular attention; instead it has been omitted altogether.

But when all is said, it has also to be acknowledged that Mr. Liptzin's book is full of very important information, that it is well written and always interesting and challenging.

—Wolfgang Paulsen

University of Iowa.

Thomas Mann 1933 bis 1945, vom Deutschen Humanisten zum Amerikanischen Weltbürger.

Von Walter H. Perl. Verlag Friedrich Krause, New York, 1945.

Dies ist ein kleines Büchlein, das gerade jetzt erschienen ist, als eine Art Huldigung zu Thomas Manns siebzigstem Geburtstag. Im Grunde ein recht aktuelles Thema, das der Verfasser wählte. Es sind die Jahre, da der Dichter von allem Kontakt mit seinem Geburtsland abgeschnitten war, da er vom deutschen Weltbürger zum Amerikaner wurde, also eine Wandlung durchmachte, die sicherlich mehr als eine Äußerlichkeit war. Man könnte etwa denken, daß dieses Buch, auf den Markt geworfen in einem Augenblick, da das deutsche Publikum in der Lage ist, Thomas Mann wieder zu lesen, von eben diesem Publikum begierig aufgegriffen würde, in dem Wunsche, sich ein wenig zu unterrichten über Thomas Manns Leben und Wirken in diesen zwölf dunklen Jahren und zu erfahren, wie und warum er sich einbürgerte in dieser neuen Welt.

Das Büchlein verfolgt zunächst Thomas Manns äußeres Lebensschicksal und begleitet ihn von einem Wohnort zum andern bis zur festen Niederlassung in Kalifornien. Es betrachtet sodann den politischen Menschen und erzählt uns von den Kämpfen jener Tage. Insonderheit glaubt der Autor, den Dichter in Schutz nehmen zu müssen, und er führt dokumentarische Beweise auf, gegen die Anklage, er habe erst noch geschwankt in seiner Einstellung zum dritten Reich. Erhebt wirklich noch jemand ernsthaft eine solche Anklage? Wer heute Thomas Manns erstes Schweigen noch nicht versteht, nun dem kann man es auch wohl nicht erklären. Das großartigste Zeitdokument jener Jahre: der Bonner Brief,

wird uns in Herrn Perls Sprache nacherzählt. Es folgt ein Kapitel über das künstlerische Schaffen. Die Josephstetralogie wird intelligent und gut dargestellt. Dabei ist freilich von „psychologischem Naturalismus“ die Rede; uns erschien Thomas Mann mit seiner liebevollen Ironie immer als Impressionist. Auch der Lotte-Roman wird in Entstehung und Inhalt lebendig nachgezeichnet, nur verfällt der Autor auch in den Fehler, die letzte Begegnung zwischen Goethe und Lotte in der Kutsche als wirklich aufzufassen, die der Dichter doch ganz sicher nur als Wunschtraum Lottes gedacht hatte (vgl. Rudolf Kayser, „Thomas Mann: Lotte in Weimar“, „The German Quarterly“, November 1940, S. 176.) Eine Nacherzählung der „Vertauschten Köpfe“ endlich gibt uns von dem Original keinerlei Begriff, denn die großartige spielerische Überlegenheit, die Form dieses charmanten Werkes kommt nicht heraus. Ein Kapitel „Ausklang“ soll uns den Wandel zum amerikanischen Weltbürger begreiflich machen, verliert sich aber in Allgemeinheiten und tischt uns schließlich wieder die oft wiederholte und doch so grundfalsche Banalität auf von der Dekadenz und dem „L'Art pour l'Art“-Prinzip, von dem sich Thomas Mann hätte lösen müssen. Ein Dichter überwindet die Verfallsidée, indem er darüber Romane schreibt, wenn das nicht tiefgründig gesund ist, müßten wir wirklich auch den Verfasser des Werther, des Hamlet, des Parzival und des Ödipus Dekadenzler nennen.

Im Anhang werden zwei Briefe Thomas Manns an den Autor veröffentlicht, von denen der zweite interessanter Weise in manchem den Bonner Brief vorwegnimmt. Eine Biographie am Schluß scheint uns sehr ungleichmäßig. Natürlich können nicht alle kleinen Artikel des Dichters gegeben werden. Warum wird aber nur die englische Ausgabe des Niemöller-Aufsatzes genannt? Und sicherlich hätte man den schönen Aufsatz über die Josephstetralogie erwähnen müssen. Unter den Büchern über Thomas Mann vermissen wir unter anderem Weigands Buch über den „Zauberberg“, das doch das Beste enthält, was bisher überhaupt über Thomas Mann gesagt wurde. Ein sehr böser Druckfehler ist das falsche Erscheinungsjahr für den „Zauberberg“ (S. 37).

Das Buch kann vielleicht am ehesten noch als brauchbare Zusammenfassung der äußeren Lebensdaten genommen werden. Die durchaus begrüßenswerte, posi-

tive Einstellung des Autors läßt die nicht immer befriedigende Ausführung umso schmerzlicher empfinden.

—W. F. Michael

Chestnut Hill College.

Christian Lodowick of Newport and Leipzig,

Harold S. Jantz, Providence, 1945, Offprint from Rhode Island History, 32 pp. with one illustration.

Professor Jantz of Princeton who three years ago made such a significant scholarly contribution with his trail-blazing essay on German Thought and Literature in New England 1620-1820 continues his research in this field with this study on Christian Lodowick. Born in 1660 at Eilenburg in Saxony, Christian Ludwig embarked for America in 1684 and stayed in New England for the following eleven years. Dr. Jantz put together the scraps of information which we have about the American phase of his life. While at Newport, Rhode Island his ability as a physician was held in highest esteem. He was a most educated man with a broad cultural background. Lodowick's publications show his special interest in natural sciences and in general philosophical problems. For a while he was connected with the Quakers, later he disassociated himself from the Friends and came into close contact with some of the early Boston intellectuals like Cotton Mather. After his return to Europe he settled down in Leipzig and soon gained fame as an English teacher and scholar. With his English grammar and his English-German dictionary he laid the grammatical and lexicographic foundations for the coming fruitful intellectual and literary interchange between Germany and England. Dr. Jantz' laborious undertaking to bring more light into the long neglected field of German influence on American civilization in the colonial era deserves high credit and recognition.

—Dieter Cunz

University of Maryland.

Alltagsdeutsch,

J. K. L. Bibl. Houghton-Mifflin Co. 1945. 381 pp.

From the standpoint of interesting subject matter and good colloquial German this is the best conversational German text to appear in a long time. It should be pointed out immediately that it is not a beginners' book. The author states that 'Everyday German' will be most useful

for the student who already has a knowledge of the essentials', which the reviewer interprets as being one semester of college German or one year of high school German. With a knowledge of the essentials as a prerequisite the author has had a much easier task than the authors of the contemporary beginning conversational texts, only one of which (at present writing) can be said to be good.

Everyday German is divided into 42 *Gespräche*, the first 30 of which comprise an account of the experiences of two young Americans in German Switzerland and Southern Germany, chiefly Zürich and Stuttgart. The remaining conversations deal with subjects of a more general nature. Part II is an excellent 'Phrase List of Everyday German' to be memorized and used in conjunction with the *Gespräche*. Part III is a short 'Phrase List for Travelling' which could be just as well included in Part II. The final section is a useful appendix, containing the necessary information about weights and measures, money, thermometers, etc. The amount of German text is just one-half of the pagination given above, due obviously to the system of rendering on every left hand page a complete English translation of the German material on the corresponding right hand page.

The author has, I believe, made a definite attempt to grade his material and has succeeded rather well. Given students with a knowledge of the fundamentals this problem is not urgent, but in the interest of accuracy conversations 11, 12, 17 and 31 should come before the first *Gespräch* in any test of comparative difficulty. The German in the text is excellent. There is never any doubt that real Germans are speaking

and the naturalness of their dialogue is a tribute to Professor Bihl's powers of observation. In a very few cases the German might be questioned: *der das Vorsegel gehißt hat* (p. 33) is more common than *geheißt*. *vermöglische Leute* (p. 73), an uncommon word at best, means 'influential'. The context calls for *wohlhabend*. *Ich bin verschlafen* (p. 123) should be *ich habe mich verschlafen* to render 'I overslept'. *abziehen* is better than *ausziehen* (p. 161) when referring to a ring. *Erika ist gestern überraschend auf Besuch gekommen* (p. 163) should read *Erika hat uns gestern mit ihrem Besuch überrascht*. There are about a dozen cases of misprints and poor type scattered thru the book which, however, should cause no trouble.

The English translation has, with few exceptions, been very well done. A nice balance has been maintained between colloquial English and a stylistically correct rendition. A few cases of poor English are: A talk about movie (p. xii); coffee-party (p. xii); Non-Necessity (p. xiv); Gymnasium as a translation of *Gymnasiu*m (p. 2); civil servant (upper grade) (p. 4) would be understood in England, not here; you are a Scotsman (p. 16) as a translation of *du bist ein Pfiffikus*; look at (p. 218) as a translation of *bewundern*.

Three Italian expressions (p. 263) might well have been omitted. They are all in good fun, but it is quite possible that the German teacher might not know how to pronounce the words.

These small faults do not detract from the value of the book which should find a wide adoption on the basis of its merits.

—P. M. Palmer
University of Wisconsin.



TABLE OF CONTENTS

Volume XXXVIII

January, 1946

Number 1

Kleists „Amphitryon“. Zur Deutung der Komödie / H. W. Nordmeyer	1
Kleist und Goethe / Bernhard Blume	20
Schillers „Götter Griechenlands“ in ihrer geistesgeschichtlichen Bedeutung / Melitta Gerhard	32
Personalia	44
News and Notes	54
Book Reviews:	
The Concept of Love in the Works of Hermann Stehr / K. S. Weimar [E. Hofacker]	56
Deutsche Meisternovellen / Geissendoerfer and Kurtz [U. E. Fehlau]	56
Manuel de L'Allemand du Moyen Âge / Jolivet et Mossé [R-M. S. Heffner]	57
Germany's Stepchildren / S. Liptzin [W. Paulsen]	58
Thomas Mann 1933 bis 1945 / W. H. Perl [W. F. Michael]	59
Christian Lodowick / H. S. Jantz [D. Cunz]	60
Alltagsdeutsch / J. K. L. Bihl [P. M. Palmer]	60